

Der Zweite Weltkrieg

Constantine Fitzgibbon

London brennt



Moewig

Der Zweite Weltkrieg

Die Reihe „Der Zweite Weltkrieg“ bietet eine objektive Darstellung der Ereignisse zwischen 1939 und 1945, verfaßt von international bekannten Fachleuten. Die einzelnen Bände beschäftigen sich mit den Hauptfeldzügen der Deutschen in Rußland und Afrika, aber auch mit den Gegenoffensiven der Alliierten sowie mit dem Kampf im Pazifik.

Verlagsunion Erich Pabel-Arthur Moewig KG, Rastatt

Titel der Originalausgabe: London's burning,
erschienen im Verlag Pan/Ballantine, London/New York

Aus dem Englischen von Wulf Bergner

© 1970 by Constantine Fitzgibbon

© 1982 der deutschen Übersetzung by

Verlagsunion Erich Pabel-Arthur Moewig KG, Rastatt

Umschlagentwurf und -gestaltung:

Werbeagentur Zeuner, Ettlingen

Umschlagfotos: Archiv VPM

Fotos im Innenteil: Archiv VPM

Printed in Germany 1994

Druck und Bindung: Elsnerdruck Berlin

ISBN 3-8118-7342-3

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
<i>Von Barrie Pitt</i>	
Vorder Luftschlacht	10
Zielwechsel auf London	40
Der Morgen danach	69
Irgendein Schlafplatz	97
Seltsame Dinge vom Himmel	125
Eine Nacht in Chelsea	161
Das Café de Paris	181
Das Ende der Bombenangriffe	197

Einleitung

Von Barrie Pitt

Mitte Juli 1940 wusste die ganze Welt, dass England ein hauptsächlich aus der Luft geführter Angriff eines Ausmaßes bevorstand, das bisher ausser in modernen Gruselgeschichten oder – bezeichnenderweise – der trockenen Pedanterie amtlicher Zahlenangaben über die möglichen Auswirkungen eines Bombenkrieges unvorstellbar war. In England selbst untermauerte die Bevölkerung ihre stets phlegmatische Einstellung möglichen Katastrophen gegenüber mit den unvernünftigen, aber wirkungsvollen Dogmen, da wir jetzt keine Verbündeten mehr zu unterstützen hätten, könnten wir auch von keinen im Stich gelassen werden, und da wir niemals erfolgreich erobert oder besiegt worden seien, sei die Wahrscheinlichkeit, dass es jetzt dazu komme, ziemlich gering. Es gibt Situationen, in denen vieles für historische Unwissenheit spricht.

Da wir jedoch ein starkes Bewusstsein nationaler Selbstgerechtigkeit besaßen, wären wir einigermassen beunruhigt gewesen, wenn wir erkannt hätten, mit welcher kühlen Objektivität der Rest der Welt unsere missliche Lage betrachtete, denn obwohl es in Europa, in Nord- und Südamerika und natürlich im Commonwealth zweifellos viele Menschen gab, die unsere Lage mitfühlend und sogar ernstlich besorgt beobachteten, war die Masse der Bevölkerungen Nord- und Südamerikas, Afrikas und Asiens völlig desinteressiert oder

gänzlich uninformiert – und häufig der Auffassung, es sei allmählich Zeit, dass die hochnäsigen Inselbewohner eine Abreibung bekämen.

Schliesslich mussten die Londoner die Hauptlast der Angriffe tragen, aber dabei bewiesen sie sich nicht nur selbst, dass sie so ausdauernd wie ihre Väter waren (eine nützliche Bestätigung zu Beginn eines Krieges, der sich noch lange hinziehen sollte), sondern verdienten sich auch erstaunlich viel Mitgefühl und sogar Bewunderung von Seiten ausländischer Beobachter dieses Kampfes. «London hält durch!» lautete eine in den Tagen nach dem ersten Angriff ausgegebene Parole – und das tat die Stadt tatsächlich viele schlimme und beängstigende Wochen hindurch.

Anfangs litt vor allem das East End – Poplar, Stepney, West Ham, Bermondsey und Rotherhithe –, insbesondere die Reihen kleiner, schäbiger, Rücken an Rücken gebauter einstöckiger Wohnhäuser, die so schnell und billig aus dem Boden gestampft worden waren, wie die Bauspekulanten des 19. Jahrhunderts sie hatten hinstellen können, und dicht zusammengedrängt am Rand der Hafenanlagen standen. Aber dann vergrösserte sich der Einsatzbereich der Bomber, die nun Tottenham und Croydon, Chelsea und Trafalgar Square angriffen, und am Jahresende folgte der grosse Brandbombenangriff auf die Londoner City, den die St.-Pauls-Kathedrale wie durch ein Wunder buchstäblich unbeschädigt überstand.

Bis Ende 1940 hatte London das gleiche weltweite Mitgefühl erregt (zum Teil sogar, was hier gesagt werden soll, in den Reihen seiner Feinde), das zuvor Guernica, Warschau und Rotterdam gegolten hatte, und sich zusätzliche Hochachtung gesichert, als klar wurde, dass alle Leiden und Zer-

störungen die nationale Entschlossenheit, der Aggression zu widerstehen, bis sie nachliess oder ihr Ziel durch Vernichtung erreichte, nicht im Geringsten verringert hatten.

So war Londons Standhaftigkeit doppelt erfolgreich: Sie reizte Hitler so sehr, dass er sich schliesslich angewidert von den halsstarrigen Inselbewohnern abwandte und seine Aufmerksamkeit auf die russischen Ebenen im Osten konzentrierte, auf denen seine Armeen vernichtet werden sollten – und sie brachte England die Sympathien und sehr viel materielle Unterstützung von bis dahin unbeteiligten Staaten und Einzelpersonen ein.

Wir können von Glück sagen, dass Constantine Fitz Gibbon damals dabei war, um zu beobachten, sich Notizen zu machen und schliesslich alles zu schildern. Obwohl FitzGibbon schon zuvor genügend politischen Einblick und politisches Wissen besass, um zu erkennen, wie Gut und Böse letztlich verteilt waren, und aus seinen Erkenntnissen die Konsequenz gezogen hatte, sich als Luftschutzhelfer zur Verfügung zu stellen, ist er in Wirklichkeit ein Irisch-Amerikaner mit Auffassungen, die nur wenig Bewunderung für englische Einstellungen, Eigenschaften oder Lebensweise enthalten.

Sein Bericht über den Feuersturm, der über London hinwegfegte, sowie seine Analyse der strategischen und taktischen Gründe für seinen Verlauf und den späteren Höhepunkt sind deshalb objektiv und nicht durch übermässige Bewunderung für die Menschen, über die er schreibt, verfälscht. Aber seine Schilderung ist auch – wie Leser seiner anderen Bücher erwarten werden – ein spannender, Erinnerungen wachrufender, durch Mitgefühl und Kreativität eines wahren Künstlers lebendiger Augenzeugenbericht.

Vor der Luftschlacht

Der 7. September 1940 war ein Samstag. An diesem Samstag, einem warmen und sonnigen Tag, begann ein Ereignis, das seit Jahren befürchtet, seit über zwölf Monaten vorausgeahnt und in diesem heißen Sommer voller Schlachten, Niederlagen und Verluste mit wachsender Gewissheit erwartet worden war. Am 7. September 1940 machte die deutsche Luftwaffe sich daran, London zu zerstören.

Bevor wir uns mit den Ereignissen dieses Tages und der auf ihn folgenden 57 Nächte befassen, in denen London allnächtlich – und oft auch tagsüber – bombardiert wurde, und von den darauf folgenden sechs Monaten berichten, in denen London häufig weitere schwere Luftangriffe zu überstehen hatte, ist es angebracht, ganz kurz die emotionalen, politischen und militärischen Hintergründe dieses schrecklichen Winters zu schildern, der London bevorstand.

Aus militärischer Sicht wurde das Flugzeug ursprünglich als ein Aufklärungsmittel betrachtet. Im August 1914 beschossen die Piloten solcher Aufklärungsflugzeuge sich bei Begegnungen mit Revolvern; so entstand das Jagdflugzeug. Später führten sie auch Granaten mit, die sie über den feindlichen Schützengräben abwarfen, womit die Bomber geboren waren.

Die erste Bombe, die von einem deutschen Militärflugzeug auf englischen Boden abgeworfen wurde – oder überhaupt von irgendeinem Kampfflugzeug auf ein Ziel ausser-

halb des Einzugsbereichs eines Schlachtfeldes –, fiel am 24. Dezember 1914 in der Nähe des Kastells von Dover und liess einige Fensterscheiben zersplittern.

Die Luftangriffe auf London, die im Jahre 1915 begannen, wurden jedoch in den beiden ersten Jahren ausschliesslich von Luftschiffen durchgeführt. Sie waren kostspielig und wenig zielsicher, obwohl dabei beachtliche Schäden angerichtet und einige Zivilisten getötet oder verwundet wurden. Die Deutschen bemühten sich, den Eindruck zu erwecken, sie bombardierten militärische Ziele, aber in Wirklichkeit war ihr Hauptziel die Erschütterung der Kampfmoral der Zivilbevölkerung.

Ende 1916 waren die Luftschiffe besiegt, und von Mai 1917 bis Mai des folgenden Jahres übernahmen Flugzeuge die Angriffe. Sie flogen zahlreiche Einsätze gegen die Hauptstadt und andere Grossstädte, die ziemlich schwere Schäden und entsprechend hohe Menschenverluste verursachten. Insgesamt waren 1'414 Tote und 3'416 Verletzte zu beklagen.

Auch ihre Wirkung auf die Stimmung der Zivilbevölkerung war oft gross. Gelegentlich kam es zu panikähnlichen Szenen. Die Londoner U-Bahn und andere Luftschutzräume wurden gestürmt, und bei einer Gelegenheit wäre eine Flakbedienung im Hyde Park beinahe von einer aufgebracht Menge gelyncht worden, weil sie sich weigerte, auf eine über sie hinwegfliegende Maschine zu schiessen, die in Wirklichkeit ein englisches Flugzeug war. Nachtangriffe behinderten die Rüstungsproduktion, und über 200 Jagdflugzeuge, die im März 1918 dringend an der Westfront benötigt worden wären, wurden in England zurückgehalten, um die Zivilbevölkerung zu schützen und aufzumuntern. Vor dem

Spätfrühjahr 1918 wurden nur sehr wenige deutsche Flugzeuge abgeschossen.

Wenn wir uns darüber klar werden, dass das alles das Werk des zahlenmässig verhältnismässig schwachen deutschen Bombengeschwaders 3 war, das nur beim letzten Angriff über 30 Bomber einsetzen konnte, die jeweils lediglich eine geringe Ladung leichter Bomben transportierten, kann es nicht überraschen, dass beide Seiten dieser Art der Kriegsführung eine gewaltige, vielleicht sogar überwältigende Zukunft voraussagten.

Hätte der Krieg bis zum Jahre 1919 gedauert, hätte die RAF, die bereits einige Angriffe auf deutsche Industriestädte geflogen hatte, voraussichtlich sehr schwere Luftangriffe mit sehr vielen Maschinen geflogen. Nach der Wirkung der bereits von der Independent Force der RAF geflogenen, verhältnismässig leichten Angriffe zu urteilen, wären die Auswirkungen auf die deutsche Rüstungsproduktion und die Stimmung der Zivilbevölkerung wahrscheinlich eindrucksvoll gewesen.

Das war – sehr kurz zusammengefasst – die Geschichte des Bombenkrieges 1914-18, dessen Wirkung in den nächsten zwei Jahrzehnten von den Fachleuten sehr aufmerksam untersucht wurde. Wir wollen sehen, welche Schlussfolgerungen die politische und militärische Führung aus den Lektionen des Ersten Weltkriegs zogen.

Die scharfsinnigeren Fliegeroffiziere kamen zu dem Schluss, der Schlüssel zum Sieg in einem zukünftigen Krieg liege bei den Luftflotten. Ein Verfechter dieser Auffassung in ihrer extremsten Form war der italienische General Douhet, dessen Buch *Luftherrschaft* schon 1921 erschien. Er behauptete, kurz gesagt, eine richtig geführte Bomberflotte

könne eine feindliche Macht binnen Wochen oder sogar Tagen niederkämpfen. Douhet bezweifelte, dass es Flakgeschützen oder Jagdflugzeugen gelingen würde, die Bomber daran zu hindern, die «Nervenzentren» im Feindesland – Eisenbahnknotenpunkte, Häfen, wichtige Fabriken und dergleichen – anzugreifen und zu zerstören; er vertrat die Auffassung, gegen Bombenangriffe könne man sich nur durch Gegenangriffe wehren.

«Luftmacht ist eine hervorragend für Offensivoperationen geeignete Waffe, weil sie plötzlich zuschlägt und dem Gegner keine Zeit lässt, den Schlag abzuwehren... Das Flugzeug ist nicht für Verteidigungszwecke geeignet, da es vor allem eine Angriffswaffe ist... Die einzig brauchbare Methode, den Gegner daran zu hindern, uns mit seiner Luftwaffe anzugreifen, besteht daraus, seine Luftwaffe zu vernichten, bevor er Gelegenheit hat, einen Schlag gegen uns zu führen ... *Wir müssen ... uns mit den Offensiven abfinden, die der Feind gegen uns vorträgt, und uns zugleich bemühen, alle unsere Reserven zu mobilisieren, um noch schwerere gegen ihn vorzutragen...*» (Hervorhebung durch General Douhet.)

So lautete eine der damals wichtigsten Luftkriegstheorien: Einem gewaltigen Schlag, der so früh wie irgend möglich geführt werden sollte, um die Luftwaffe des Feindes zu vernichten, sollten ebenfalls schwere Hammerschläge gegen seine Städte folgen, wobei die Ziele seine Industrien, seine Verkehrsverbindungen und vor allem die Stimmung seiner Zivilbevölkerung sein würden. Nach Berechnungen sollten zehn Flugzeuge mit je zwei Tonnen Brand-, Spreng- und Kampfstoffbomben in einem Kreis mit 500 Meter Durchmesser alles vernichten können. Zur Zerstörung eines Stadt-

kerns mit drei Kilometer Durchmesser, was etwa der Londoner City mit dem Bezirk Whitehall entsprach, wäre danach lediglich ein einziger Angriff mit 360 Bombern erforderlich gewesen. Das bedeutete, dass der nächste Krieg schon in den ersten Tagen durch gewaltige Luftangriffe entschieden werden könnte. Diese Theorie eines «vernichtenden Erstschlages» war und blieb ein wesentliches Element aller Luftwaffenplanungen für zukünftige Kriege.

In England stellte sich der RAF-Generalstab den nächsten Krieg als «einen Schlagabtausch zwischen feindlichen Bomberflotten» vor, wie Basil Collier es ausgedrückt hat, und war Anfang der dreissiger Jahre fest davon überzeugt, dass nur eine von gutgeschützten Stützpunkten aus geführte Bombergrossoffensive England die Luftüberlegenheit sichern könne, die den Sieg bringen werde. Selbstverständlich war in den zwanziger oder dreissiger Jahren keine englische Regierung imstande, eine Bomberflotte zu planen oder zu bauen, die einen «vernichtenden Erstschlag» gegen einen potentiellen Gegner hätte führen können. Der englische Luftwaffenstab bemühte sich deshalb, eine Luftwaffe aufzubauen, die den feindlichen Erstschlag abwehren und danach ausgebaut werden konnte, um den Gegner durch «strategische Bombardierung», wie diese Methode später genannt wurde, niederzukämpfen. Aber das Hauptgewicht lag zumindest bis zum Herbst 1938 auf den Bombern: Der Aufwand für das englische Bomberprogramm war doppelt so hoch wie der für den Bau von Jägern.

Da kein Staat es sich leisten konnte, seine Grenzen und Küsten durch ständig patrouillierende Jäger schützen zu lassen, war eine Abwehr von Bombern durch Jäger nur möglich, wenn es gelang, den Kurs und das vermutliche An-

griffsziel feindlicher Bombergeschwader schon in beträchtlicher Entfernung vom Ziel festzustellen und dann Jagdflugzeuge gegen die Angreifer zusammenzuziehen. Dadurch liess sich die Wirksamkeit jedes einzelnen Jägers vervielfachen. Aber im Jahre 1932 schien eine derartige Ortung unmöglich zu sein. Für die Fachleute stand fest, wie Mr. Baldwin damals im Unterhaus sagte, dass «der Bomber immer durchkommen wird».

Dieses Bild änderte sich ab Mitte der dreissiger Jahre mit dem beginnenden Aufbau der englischen Radarkette. Im Jahre 1938 zeigte sich, dass die von Radarstationen an der Küste gelieferten Frühwarninformationen tatsächlich eine Möglichkeit erschlossen, angreifende feindliche Bomber durch eigene Jagdflugzeuge abzufangen. Deshalb wurde eine erneute Umorientierung der englischen Abwehrstrategie beschlossen, die nun auf der Radarkette und dem neuen, mit acht MGs bewaffneten Jäger basierte – das heisst auf der Kombination, die dann in der Luftschlacht über England siegreich blieb. Aber diese Schlacht würde natürlich erst in einigen Jahren stattfinden. Und obwohl niemand mehr davon überzeugt war, dass der Bomber immer durchkommen müsse, war man sich darüber einig, dass ein beachtlich hoher Prozentsatz der Angreifer durchkommen werde – vor allem nachts – und dass London mit Bombenangriffen zu rechnen habe.

Deshalb mussten die verschiedenen englischen Regierungen Vorsorge für diesen möglichen Fall treffen. Wie würde sich ein «vernichtender Erstschlag» auf London und andere Hauptziele auswirken, falls es zu einem zweiten Weltkrieg kam und die Voraussagen der militärischen Berater – von denen man annehmen musste, dass sie zutreffend seien –

sich als richtig erwiesen? Die ebenfalls von Fachleuten gegebene Antwort war zutiefst deprimierend.

Das Gesamtgewicht der im Ersten Weltkrieg von den Deutschen auf England abgeworfenen Bomben hatte etwa 300 Tonnen betragen, die auf englischer Seite fast 5'000 Verluste bewirkt hatten, von denen ein Drittel Todesfälle gewesen waren, was 16 Tote und Verwundete pro Tonne Bomben bedeutete. Aber die beiden grossen Tagangriffe auf London hatten 832 Tote und Verletzte hinterlassen – 121 pro Tonne Bomben –, während bei den 16 Nachtangriffen der Jahre 1917-18 pro Tonne abgeworfener Bombenlast 52 Tote und Verwundete zu beklagen gewesen waren.

Deshalb rechnete die englische Luftwaffenführung schon 1924 mit 50 Verlusten (davon ein Drittel Tote) pro Tonne Bomben. Im Jahre 1934 schätzte die RAF, die ihre Berechnungen auf der Basis der damals offiziell noch immer verbotenen deutschen Luftwaffe anstellte, dass Görings Bomber in absehbarer Zukunft – falls sie von Flugplätzen in den Niederlanden aus operierten – über längere, nicht genau bestimmbare Zeit hinweg 150 Tonnen Bomben pro Tag auf England abwerfen könnten.

Im Jahre 1938 rechnete das britische Komitee für Reichsverteidigung innerhalb der ersten 24 Angriffsstunden mit 3500 Tonnen Bomben, die von in Deutschland stationierten Flugzeugen abgeworfen werden sollten, und 600 Tonnen pro Tag in der Zeit danach. Dabei ging man weiterhin von 50 Ausfällen pro Tonne aus, weil diese Zahl durch Berichte aus dem spanischen Bürgerkrieg bestätigt zu werden schien.

Im April 1939 traute der englische Luftwaffengeneralstab, der an 3500 Tonnen für den «vernichtenden Erstschlag» festhielt, den Deutschen eine Steigerung der täglich

chen Bombenlast auf 700 Tonnen zu und rechnete für April 1940 mit 950 Tonnen pro Tag, die von etwa 800 in Deutschland stationierten Maschinen abgeworfen werden sollten. Das Gesundheitsministerium schätzte aufgrund dieser Zahlen, aus denen sich für das erste halbe Jahr 600'000 Tote und 1'200'000 Verletzte ergaben, den Bedarf an Krankenhausbetten auf 1'000'000 bis 2'800'000 – je nach Verweildauer der Patienten. Zu Vergleichszwecken ist es vielleicht aufschlussreich, hier festzuhalten, dass es in London während der deutschen Luftangriffe von September 1940 bis Mai 1941 rund 90'000 Verluste gab, darunter knapp 20'000 Tote und 25'000 Schwerverletzte; in diesem Zeitraum wurden 18'000 Tonnen Bomben abgeworfen, die nach Berechnungen aus dem Jahre 1938 über 280'000 Todesopfer hätten fordern müssen. Allerdings wurden natürlich keine Gasbomben verwendet. Die Schätzung lag also um das 14fache zu hoch.

Und die Schreckensvisionen hörten keineswegs bei Verlusten auf, obwohl diese den vielleicht einfachsten Massstab darstellten. Ende 1938 wurde geschätzt, 500'000 Häuser würden durch Luftangriffe völlig zerstört oder unbewohnbar gemacht werden; weitere ein bis zwei Millionen Gebäude sollten schwere Schäden davontragen. Nach Ansicht von Fachleuten würden die öffentlichen Verkehrs- und Versorgungsdienste höchstwahrscheinlich zusammenbrechen.

Eine ganz England erfassende Panik wurde befürchtet. In London würden unvorstellbar grauenhafte Zustände herrschen. Im Winter 1917/18 hatten sich oft über 10'000 Menschen auf einem einzigen U-Bahnhof zusammengedrängt, um Schutz vor deutschen Bomben zu suchen. Bei einem Angriff im Februar 1918 hatten sich über 300'000 Londoner in die U-Bahn geflüchtet.

Bei den unvergleichlich schlimmeren Angriffen, die in Zukunft zu befürchten waren, würden diese Zahlen viel höher liegen. Die Verantwortlichen fürchteten, dass die Londoner sich in den U-Bahntunnels – in denen es weder Verpflegung noch genügend Toiletten gab – zusammendrängen und nicht mehr herauskommen würden. Die Gesundheitsbehörden waren davon überzeugt, dass daraufhin schwere Epidemien ausbrechen würden; sie rechneten auch mit unzähligen Geistesgestörten.

Im Jahre 1939 berichtete der Ausschuss für psychiatrische Notfälle, der Anteil der Geistesgestörten könne den der physischen Ausfälle ums Dreifache übersteigen: Das hätte bedeutet, dass drei bis vier Millionen an Hysterie oder anderen akuten Nervenkrankheiten gelitten hätten. Es wäre nicht einmal möglich gewesen, die Toten anständig zu bestatten, denn die englische Holzproduktion hätte nicht für die Herstellung der benötigten Anzahl von Särgen ausgereicht. Deshalb wurde an Massengräber in Lehmgruben und sogar an die Versenkung der Leichen aus Kippschuten im Ärmelkanal gedacht.

Stellt man sich andererseits eine brennende Grossstadt vor, deren wenige freie Strassen mit hysterischen Flüchtlingen verstopft sind, während sich in den U-Bahntunnels verhungernde, vor Angst fast wahnsinnige Massen drängen, unter denen Seuchen wüten, ist es kaum denkbar, dass die Leichen auch nur bis zu den Lehmgruben hätten transportiert werden können.

So sah das in den düstersten Farben gemalte Bild aus, das die englische Regierung sich von einem zukünftigen Krieg machen musste, und als sie sich daran machte, die von ihr erwartete Katastrophe zu mildern, sah sie sich einer Nation

gegenüber, die auf die Vorstellung, England könnte ein weiterer Krieg drohen, mit Emotionen reagierte, die von Entsetzen bis zur Apathie reichten. Die Arbeiterklasse, die im Ersten Weltkrieg hingeschlachtet, ihrer Auffassung nach um die versprochenen Früchte des Sieges gebracht, von den bei ihr beliebten Zeitungen belogen und später in eine hoffnungslose Massenarbeitslosigkeit gestürzt worden war, betrachtete die herrschende Klasse verständlicherweise mit tiefstem Misstrauen und Abneigung. Warum sollen wir für sie den Kopf hinhalten? lautete die einfache Basis für den Pazifismus der Arbeiterklasse, der seinen idealistischen Daseinszweck durch populäre Männer wie Lansbury und Dr. Salter erhielt.

Die Labour Party war keineswegs durchgehend pazifistisch eingestellt, und nach Hitlers Machtergreifung in Deutschland erkannten mehrere ihrer Spitzenpolitiker, von denen einige im Ersten Weltkrieg sogar Haftstrafen als Kriegsdienstverweigerer verbüsst hatten, dass es unter Umständen nötig sein würde, Englands politische Freiheiten mit Waffengewalt zu verteidigen. Aber sie hatte einen sehr starken pazifistischen Flügel, und im Allgemeinen interessierten sich die Sozialisten ohnehin viel weniger für Aussenpolitik als für den Klassenkampf im eigenen Land.

Der Mittelstand blieb wie üblich eigenartig schweigsam, so dass es schwerfällt, Allgemeingültiges über seine Haltung zu sagen, da seine Einstellung seit über zwei Generationen – mit Ausnahme kurzer nationaler oder gesellschaftlicher Krisen – vor allem von Fatalismus geprägt zu sein scheint. Das Bürgertum war bereit, der Regierung selbst in den Krieg zu folgen, aber die Tatsache, dass rund zwei Millionen Angehörige dieser Gesellschaftsschicht auf eigene Kosten ihre

Stadtwohnungen verliessen, als der Kriegsausbruch bevorstand, zeigt, dass sie die allgemeinen Ängste in Bezug auf die Schrecken eines zukünftigen Krieges teilten.

Ein gewisser, wahrscheinlich kleiner Prozentsatz von Angehörigen des Mittelstandes und des gehobenen Mittelstandes war angesichts der militärischen Überlegenheit Deutschlands – die in der Praxis die Fähigkeit Deutschlands bedeutete, England zu bombardieren – der Auffassung, die Engländer sollten auch seine politische Überlegenheit anerkennen, aber der im Ersten Weltkrieg gegen die «Hunnen» geschürte Hass war noch immer sehr stark, und die Beschwichtiger um jeden Preis waren ebenso selten wie die Faschisten, die Hitler aus sogenannten ideologischen Gründen bewunderten.

Die von unterschiedlichen Standpunkten zur Frage eines zukünftigen Krieges geprägten Hälften der Nation neigten auch dazu, sich gegenseitig zu misstrauen und zu fürchten. Und die Entstehung des Luftschutzdienstes (Air Raid Precaution – ARP) hing durch einen merkwürdigen Zufall eng mit diesem Misstrauen und dieser Angst zusammen.

Als im Herbst 1926 die ersten, noch sehr provisorischen Zivilschutzpläne diskutiert wurden, übernahm man als vorläufiges Modell die Organisationsstruktur, die sich herausgebildet hatte, als der Generalstreik das Land in ein Chaos zu stürzen gedroht hatte. Das bedeutete, dass es sich in erster Linie um eine Freiwilligenorganisation handeln sollte, deren Mitglieder Männer – und Frauen – sein würden, die bereit waren, Verantwortung zu übernehmen, wie es die Hilfskonstabler des Jahres 1926 getan hatten.

Wie die vor dem Streik angeworbenen 80'000 Hilfwilligen innerhalb von zehn Tagen auf 200'000 angewachsen wa-

ren, hoffte man, dass eine ARP-Kemmannschaft im Krisenfall ähnlich motivierte Freiwillige anziehen und sich rasch vergrössern werde. Diese Erwartung bestimmte den ganzen Charakter der englischen Zivilschutzdienste – vor allem des Luftschutzes – in den folgenden Jahren.

Im Gegensatz zum deutschen Reichsluftschutzbund war er niemals eine paramilitärische Organisation. Wie wir noch sehen werden, beruhte seine Disziplin in erster Linie auf moralischem Druck, und seine Angehörigen kamen in erster Linie aus dem Mittelstand. In Deutschland, wo beispielsweise jeder Blockwart bestimmte Aufgaben und deshalb in seinem Gebäude beträchtliche Befehlsgewalt hatte, nivellierte der Luftschutz alle Klassenunterschiede. In England, wo er auf Freiwilligen basierte, blieb er wie alle sonstigen Aktivitäten von Freiwilligen hauptsächlich dem Mittelstand vorbehalten, denn die meisten Arbeiter melden sich nur selten freiwillig und sind nur widerstrebend bereit, selbst die begrenzte Autorität von Armbinde und Trillerpfeife zu übernehmen. In den kommenden Monaten sollte diese Tatsache in einigen Arbeitervierteln, in denen es nur wenige Freiwillige gab, so dass die Einwohner sich manchmal jämmerlich vernachlässigt und vergessen fühlten, seltsame – und in einigen Fällen bedauerliche – Folgen haben.

Als die Entwicklung auf dem Luftkriegssektor erkennen liess, das London in einem zukünftigen Krieg zumindest nachts schwer und vermutlich auch zielsicher bombardiert werden würde, musste die englische Regierung Vorbereitungen auf zwei Gebieten treffen. Was liess sich – ausser einer Verstärkung der Luftabwehr – tun, bevor die Bombenangriffe begannen, und was musste während und nach den Luftangriffen getan werden?

Einzelziele liessen sich tagsüber durch Rauch und Tarnung sowie nachts durch völlige Verdunkelung vor feindlichen Bombern tarnen. Was London betraf, gab es kein Mittel, die Weltstadt tagsüber zu verstecken, obwohl viel Zeit – und Farbe – aufgewandt wurde, um Fabrikschornsteine und grosse Gebäude mit einem grün-ockerfarbenen Tarnanstrich zu versehen. Das schadete nichts, Farbe gab es genug, und die verschwimmenden Umrisse erzeugten vielleicht sogar eine gewisse Zuversicht bei den Arbeitern. Rauchschleier konnten wichtige Punkte verdecken, und die Fabriken sollten aufgefordert werden, auf Brennstoffe zurückzugreifen, die mehr Rauch erzeugten, als in Friedenszeiten zulässig war.

Selbstverständlich war es nicht möglich, London unter einer ständigen Nebeldecke verschwinden zu lassen. Selbst wenn das technisch durchführbar gewesen wäre, hätte es nicht wünschenswert sein können, und der Gegner hätte seine Bomben zudem einfach in den Nebel hineingeworfen.

Die Verdunkelung war etwas anderes: Sie war ein Überbleibsel aus dem Ersten Weltkrieg, in dem die Lichter abgedunkelt worden waren, um den Feind daran zu hindern, seine Angriffsziele genau auszumachen. Diesmal wurde schon frühzeitig entschieden, dass in einem bevorstehenden Krieg ganz Grossbritannien und Nordirland vollständig verdunkelt werden würden. Auch das war kein direkter Luftschutz für London, aber die Verdunkelung sowie die Flak und die Ballonsperren gewährten gewissen Schutz, weil sie es Nachtbomben sehr schwer machten, zielsicher zu bombardieren.

Wäre ihnen das gelungen, hätten ein oder zwei Stadtbezirke die gesamte Wucht des jeweiligen Luftangriffs ertragen müssen, wären die Verluste zweifellos viel höher gewe-

sen – vielleicht mit den in Coventry erlittenen vergleichbar, aber Nacht für Nacht wiederholt –, und die Stimmung der Zivilbevölkerung hätte vor allem erheblich mehr gelitten. Damit war die Schutzwirkung der Verdunkelung bereits erschöpft. Aber wie wir noch sehen werden, massen die Londoner später ihrer strikten Einhaltung eine fast mystische Bedeutung zu. Und zuletzt konnten die zuständigen Stellen dafür sorgen, dass Rundfunksender und andere Funkstationen nicht als Funkfeuer wirkten, von denen die feindlichen Bomber ins Ziel geführt wurden. Trotzdem liess London sich nicht verstecken.

Wäre es nicht besser, die gesamte Einwohnerschaft zu evakuieren, wenn London sich nicht verstecken und kaum verteidigen liess? Diese Frage wurde erstmals im Jahre 1933 diskutiert, aber noch im September 1938 waren nur sehr rudimentäre Planungen vorhanden. Nach der Sudetenkrise wurde das Problem ernstlich untersucht. Daraus entstand der Plan, der im nächsten Jahr in die Tat umgesetzt wurde.

Im Allgemeinen sollte die vom Staat geförderte Evakuierung auf Kinder, Kleinkinder mit ihren Müttern, Schwangere und bestimmte Klassen von Behinderten – zum Beispiel Blinde – beschränkt werden. Arbeiter und andere, deren Tätigkeit kriegswichtig war, sollten aufgefordert werden, an ihrem Arbeitsplatz zu bleiben. Die übrigen Londoner, von denen viele wenig schmeichelhaft als «unnütze Esser» bezeichnet wurden, konnten die Stadt auf eigene Kosten verlassen, falls sie dies wünschten.

Auch die möglicherweise erforderliche Evakuierung der englischen Regierung wurde vorbereitet, aber Millionen von Londonern würden trotzdem Bombenangriffen ausgesetzt sein. Die staatlichen Vorsorgemassnahmen bezweckten in

erster Linie den bestmöglichen Schutz der Bevölkerung vor Gasangriffen, was der damaligen Einschätzung der Gefährlichkeit dieses Kampfmittels entsprach. Im Jahre 1934 stellten Gasschutzmittel, also die Herstellung von Gasmasken und Schutzkleidung sowie der Kauf von Chlorkalk und Medikamenten, den grössten Einzelposten der Zivilschutzausgaben dar.

Im Jahre 1936 wurde der Plan gebilligt, an alle Engländer Gasmasken auszugeben, und während der Sudetenkrise erhielt fast die gesamte Bevölkerung solche Masken. Ausser dem Bau von Splitterschutzgräben war dies praktisch die einzige mögliche staatliche Schutzmassnahme im Herbst 1938. Sie sollte sich als psychologisch sehr geschickte Massnahme erweisen. Der Besitz irgendeines Schutzmittels, selbst wenn es nur eine Gasmaske war, erzeugte ein gewisses Sicherheitsgefühl. Ein Beweis dafür war die allgemeine Empörung, als sich zeigte, dass nicht genügend Gashelme für alle Kleinkinder vorhanden waren.

Ein Aspekt der für erforderlich gehaltenen Luftschutzmassnahmen wurde also schon vor Kriegsausbruch unter Einsatz hoher Mittel in Angriff genommen und zugleich erledigt, wie sich später zeigen sollte.

Nach allgemeiner Einschätzung waren Sprengbomben die gefährlichsten Kampfmittel nach Gasbomben. Brandbomben, die später weit grössere Schäden anrichteten als Sprengbomben, folgten mit grossem Abstand an dritter Stelle. Bei den Schutzmassnahmen gegen Sprengbomben entsprachen die staatlichen Anordnungen – obwohl sie sich im allgemeinen als richtig erweisen sollten – im Gegensatz zu den Gasschutzvorkehrungen nicht ganz den Forderungen der englischen Bevölkerung.

Wir wie wir gesehen haben, rechnete man damit, dass Luftangriffe als kurze, heftige Überfälle – wobei der erste Schlag der schwerste sein würde – stattfinden würden, die mindestens einmal pro Tag (oder Nacht) wiederholt werden würden. Bei Planspielen rechnete man mit einer durchschnittlichen Vorwarnzeit von sieben Minuten; diese kurze Zeitspanne sollte zwischen dem Überfliegen der englischen Küste durch feindliche Bomber und dem Bombenabwurf liegen.

Der Ausbruch einer Panik wurde nicht nur befürchtet, sondern sogar erwartet. Deshalb entschlossen die zuständigen Stellen sich zu einer Verteilung von Luftschutzräumen. Dafür gab es zwei Hauptgründe. Falls riesige öffentliche Luftschutzräume gebaut wurden – die sogenannten «tiefen Schutzräume», die als einzige selbst bei Volltreffern Sicherheit boten –, mussten die Entfernungen zwischen ihnen verhältnismässig gross bleiben. Das hätte wiederum bedeutet, dass die meisten Schutzsuchenden mehr als sieben Minuten gebraucht hätten, um sie zu erreichen; sie wären auf den Strassen überrascht worden, was zu schweren Verlusten geführt hätte. Ausserdem wurde befürchtet, dass sich nach einigen Erlebnissen dieser Art eine «Luftschutzbunker-Mentalität» entwickeln könnte – dass viele Londoner sich in Schutzräume verkriechen und sie nicht mehr verlassen würden. Das hätte nicht nur praktisch unlösbare versorgungstechnische, medizinische und sanitäre Probleme aufgeworfen, sondern auch die Lahmlegung der Londoner Industrieproduktion bedeutet. Überfüllte Luftschutzräume wären nicht nur eine ideale Brutstätte für alle möglichen Krankheiten, sondern auch ein Herd für sämtliche Formen von Massenhysterie von Defätismus bis zur Panik gewesen.

Ein weiterer Grund, der nach Ansicht der englischen Regierung gegen den Bau tiefer Schutzräume sprach, waren die hohen Baukosten. Um die Schutzsuchenden möglichst zu verteilen, wurden deshalb Anderson-Unterstände – hüttenähnliche Konstruktionen aus Wellblech mit gewölbtem Dach, in denen vier bis sechs Personen vor den Auswirkungen eines Fehltreffers sicher waren – in sehr grosser Zahl kostenlos an Bedürftige und gegen eine Unkostenbeteiligung von sieben Pfund an Zahlungskräftige abgegeben.

Diese Unterstände sollten in Gärten bis zur Hälfte eingegraben werden und boten, wie sich später zeigte, ausreichend Schutz gegen fast alles, was kein Volltreffer war. Aber im East End gab es viele Strassen, in denen die Häuser Rücken an Rücken standen, so dass kein Platz für Anderson-Unterstände war. Da diese alten Häuser oft schon baufällig waren, hatte es nicht viel Zweck, ebenerdige Räume durch Stahlstützen sichern zu wollen. In solchen Strassen wurden gemauerte Unterstände errichtet, wie sie ursprünglich zum Schutz von auf der Strasse von einem Luftangriff überraschten Passanten gedacht gewesen waren, aber diese Bunker sahen nicht sehr sicher aus – und waren es auch nicht. Ausserdem wollten die meisten Leute unter der Erde Schutz suchen. Das hatten sie 1918 getan, und das wollten sie wieder tun. Sie fühlten sich in überfüllten Kellern oder U-Bahntunnels wohler und deshalb sicherer. Selbst als sich nach Beginn der Luftangriffe immer wieder zeigte, dass viele der U-Bahntunnels keineswegs sicher und Luftschutzräume in Bahnhofshallen oft Todesfällern waren, zogen verhältnismässig viele East-End-Bewohner weiterhin das recht illusorische Sicherheitsgefühl in überfüllten Schutzräumen allen anderen Möglichkeiten vor.

Die englische Regierung war entschlossen, diesmal zu verhindern, dass die U-Bahntunnels als Luftschutzräume benützt wurden. Viele von ihnen boten praktisch keinen Schutz gegen die neuen Sprengbomben und waren zudem in Gefahr, überflutet zu werden. Und falls London tatsächlich einmal in Flammen stehen sollte, wäre die U-Bahn das schnellste und beste Transport- und Verkehrsmittel gewesen. Der von der Öffentlichkeit ausgeübte Druck war in dieser Beziehung zu gross, so dass die zuständigen Stellen nachgeben mussten, als dann der Bombenkrieg einsetzte.

Die Organisation des Londoner Luftschutzes blieb während der deutschen Angriffe im nächsten Jahr mehr oder weniger unverändert. Ganz England wurde in Luftschutzgebiete unterteilt, von denen das Gebiet London das geographisch kleinste war. Dieses Gebiet, in dem vor dem Krieg fast neun Millionen Menschen lebten, reichte von Tilbury im Osten bis nach Windsor im Westen und von Biggin Hill im Süden bis fast nach St. Albans im Norden. Die Gebietszentrale befand sich im Geologischen Museum in der Exhibition Road in South Kensington.

Unterhalb des Gebiets standen die Luftschutzabschnitte mit ihren Zentralen. Jeder Abschnitt umfasste mehrere Stadtgemeinden und hatte vor allem die Aufgabe, Lösch- und Rettungsmannschaften zu entsenden, wenn ein Stadtteil die Folgen eines Luftangriffs nicht mit eigenen Kräften bewältigen konnte. Die Stadtgemeinde war die taktische Einheit des Zivilschutzes und hatte eine eigene Melde- und Befehlszentrale, die im Allgemeinen im Rathaus eingerichtet wurde. Jede Stadtgemeinde war wiederum in Luftschutzbezirke unterteilt, die jeweils bis zu 10'000 Personen umfassen konnten.

Das Grundelement war das mit drei bis sechs Luftschutzwarten besetzte Luftschutzrevier. Theoretisch sollte es vier Reviere pro Quadratkilometer geben, so dass jedes Luftschutzrevier etwa 500 Personen zu betreuen gehabt hätte. In der Praxis gab es dann erheblich grössere, aber auch kleinere Reviere. Die Luftschutzwarte waren das Rückgrat des englischen Luftschutzes. Bevor die Angriffe begannen, gaben sie Gasmasken aus, sorgten dafür, dass die Verdunkelungsvorschriften eingehalten wurden und berieten die Öffentlichkeit in Fragen des Luftschutzes.

Sobald die Angriffe einsetzten, bestand ihre Hauptaufgabe theoretisch in der Übermittlung von Meldungen. Jedes Revier war mit Telefon ausgestattet, das durch Meldeläufer ergänzt wurde. Der Luftschutzwart, der in seinem zwei oder drei Strassenblocks grossen «Sektor» patrouillierte, stellte etwaige Bombenschäden fest und konnte beurteilen, welche Hilfsmannschaften gebraucht wurden. Er meldete seine Erkenntnisse der Zentrale, die dann losschickte, was ihr an Personal zur Verfügung stand: Krankenträger, einen Entgiftungstrupp, falls es sich um einen Gasangriff handelte, oder einen Rettungstrupp, der Verschüttete bergen sollte.

Falls ein Brand ausgebrochen war, alarmierte die Zentrale die Feuerwehr, die als selbständige Organisation dem London County Council (LCC) unterstand. Falls Krankenwagen benötigt wurden – auch sie unterstanden dem LCC –, wurde ihre Entsendung veranlasst. Schliesslich gab es noch die Schweren Rettungs- oder Abbruchtrupps, eine weitere hauptsächlich aus Bauarbeitern bestehende LCC-Organisation, die über das nötige Grossgerät für schwierige Bergungseinsätze verfügte.

In der Praxis mussten die Luftschutzwarte natürlich oft

Brände löschen, Bombenopfer bergen und als Krankenpfleger fungieren. Und nach dem Angriff war es ihre Aufgabe, die Ausgebombten an Erholungsheime zu verweisen, anderen bei der Suche nach ihrem unter Trümmern liegenden Eigentum zu helfen, für die Räumung von durch Bombenblindgänger bedrohten Gebäuden zu sorgen und auf tausenderlei andere Weise zu beraten und zu helfen.

In einer 1938 herausgegebenen Dienstanweisung *Die Pflichten von Luftschutzwarten* hatte es geheissen: «Im Krieg sollte der Luftschutzwart sich zuerst und vor allem als Bürger sehen, der als Führer seiner Mitbürger ausgesucht und ausgebildet worden ist, um im Notfall mit ihnen und für sie das Richtige zu tun.»

Die weitaus meisten Luftschutzwarte waren unbezahlte Freiwillige, die tagsüber arbeiteten, bevor sie sich abends zum Dienst meldeten. Nur etwa 16'000 der insgesamt rund 200'000 Londoner Luftschutzwarte waren hauptberuflich tätige Kräfte mit einem nicht gerade fürstlichen Wochenlohn von drei Pfund. Unter ihnen gab es auch eine Anzahl von Luftschutzwartinnen. Die Luftschutzwarte und Feuerwehrmänner sollten sich als die wahren Helden des Bombenkrieges erweisen.

Das waren die Vorbereitungen, die zur Abwehr des Luftangriffs getroffen wurden, mit dem man unmittelbar nach Kriegsausbruch rechnete. In Wirklichkeit blieb der erwartete deutsche Luftangriff auf London am 3. September 1939 nicht nur aus, sondern es scheint auf deutscher Seite nicht einmal Pläne für einen Angriff zu diesem Zeitpunkt gegeben zu haben.

In seiner «Weisung Nr. 1 für die Kriegsführung» vom 31. August 1939 hatte Hitler festgelegt: «Angriffe gegen Lon-

don bleiben meiner Entscheidung vorbehalten» – und es sollte über ein Jahr vergehen, bevor diese Entscheidung getroffen wurde. Am Morgen dieses Tages wurde allerdings einmal Luftalarm gegeben, aber der Verursacher erwies sich als ein französisches Zivilflugzeug, das unangemeldet aus Frankreich über den Kanal kam und dadurch einen Alarm auslöste. Diese Erkenntnis war jedoch nicht gleich allen Londonern klar, die immer nur gehört hatten, die deutsche Luftwaffe werde London sofort nach Kriegsausbruch «ausradieren». Woher hätten sie wissen sollen, dass die Luftwaffenführung das niemals beabsichtigt hatte?

In den ersten zehn Monaten des Zweiten Weltkrieges gab es keinen deutschen Plan für die Bombardierung Londons. Diese Operation wurde natürlich besprochen, aber wieder zurückgestellt, und Hitler hoffte, dass allein die Angst vor Bombenangriffen die Engländer zur Kapitulation treiben würden. Sollte dies wider Erwarten nicht der Fall sein, würden sie durch Terrorangriffe in die Knie gezwungen werden. Aber das war der letzte Trumpf, der nicht vorzeitig ausgespielt werden durfte.

Dass die Angst im September 1939 in England sehr gross war, ist nicht zu leugnen. Lord Baldwin hatte im Oktober 1938 in einer Unterhausrede festgestellt, wenn es wegen der Sudetenkrise zum Krieg gekommen wäre, «hätte es Zehntausende von Toten und Verletzten – Männer, Frauen und Kinder – gegeben, bevor ein einziger Soldat oder Matrose für sein Vaterland gestorben wäre. Das ist eine schreckliche Vorstellung.»

Damit hatte er natürlich recht. Eine am 2. September 1939, dem Tag vor Kriegsausbruch, von Meinungsforschern befragte Frau sagte: «War über die Nachrichten erschüttert.

Hatte das Gefühl, wir würden sofort dranglauben müssen. Wachte um drei Uhr auf und wartete auf Bomben, bis es Zeit zum Aufstehen war.»

Aber am 4. und 5. September blieben die Londoner – abgesehen von den vielen während der Verdunkelung Überfahrenen – weiterhin unverletzt, auch wenn sie noch immer sorgenvolle Blicke zum Himmel warfen. Fast die Hälfte der deutschen Luftwaffe war am anderen Ende Europas beschäftigt, und London bereitete sich auf einen Angriff vor, der noch nicht kam. Da die erwarteten Massenbombardierungen ausblieben, waren die englischen Vorbereitungen nur mässig erfolgreich. Eineinhalb Millionen Mütter und Kinder wurden – im Allgemeinen erstaunlich reibungslos – aus den Grossstädten evakuiert, aber bis Jahresende waren davon eine Million, darunter fast alle Mütter, in die Städte zurückgekehrt. Im Mai 1940 lebten schätzungsweise nur noch eine Viertelmillion Kinder bei Pflegeeltern und in Heimen auf dem Land. Die lange geplante Evakuierung, von der sich die Regierung so viel versprochen hatte, war ein Fehlschlag gewesen.

Eine andersartige Evakuierung war erfolgreicher. Über zwei Millionen Menschen verliessen bei Kriegsausbruch hastig London mit öffentlichen Verkehrsmitteln oder mit eigenen Autos. Viele von ihnen blieben fort, und die *Times* berichtete Anfang 1941 über Landhotels «voller wohlhabender Flüchtlinge, die allzu oft vor nichts geflohen sind. Sie sitzen und lesen und stricken und essen und trinken ...»

Zweifelllos war es ein grosser Vorteil, dass London diese Leute losgeworden war, bevor die Bomben fielen. Sie wären nur im Weg gewesen und verbrachten nun vermutlich einen

angenehmen, wenn auch langweiligen Krieg in ihren Land-hotels.

In diesen Monaten eines Scheinkrieges litt London hauptsächlich unter der Verdunkelung, die anfangs so streng gehandhabt wurde, dass auf den Strassen nicht einmal Taschenlampen benützt werden durften. Als die Tage kürzer wurden, verwandelten sich der Weg zur Arbeit und der Heimweg bei Dunkelheit in einen langen, erschöpfenden Alptraum. Er war auch gefährlich: Die Zahl der Verkehrsunfälle stieg steil an, bis im Dezember nicht weniger als 40 Fussgänger pro Tag verunglückten. Im Januar sah die Regierung sich gezwungen, die einschneidendsten Bestimmungen, deren Einhaltung häufig mit absurder Strenge erzwungen worden war, etwas zu lockern.

Im ganzen Land waren eineinhalb Millionen Anderson-Unterstände kostenlos verteilt worden, und weitere würden demnächst ausgeliefert werden, so dass die Regierung keine Schuld traf, wenn es Anfang 1940 noch Londoner Haushalte gab, die keinen besaßen. Die im Jahr zuvor in den Parks ausgehobenen Splittergräben wurden überdacht, verkleidet und vergrössert. Die Stadtgemeinderäte erklärten eine Anzahl von Kellern und anderen offenbar widerstandsfähigen Bauten zu öffentlichen Schutzräumen und machten sich daran, sie nötigenfalls verstärken zu lassen.

Der Bevölkerung war nicht offiziell mitgeteilt worden, dass nicht mehr beabsichtigt war, die Benutzung von U-Bahntunnels als Schutzräume zu verbieten, aber einige innerstädtische U-Bahnhöfe wurden geschlossen, damit Schotte eingebaut werden konnten, die ein Überfluten der Tunnels verhindern sollten. Oberirdische Schutzräume aus Mauerwerk und Stahlbeton, die jeweils 50 Personen auf-

nehmen konnten, wurden rasch fertiggestellt. Tatsächlich waren die staatlichen Luftschutzmassnahmen im Gebiet London, d.h. die Unterbringung der Bevölkerung in dezentralisierten Schutzräumen, bis Ende des Jahres weitgehend abgeschlossen. Ausser den Anderson-Unterständen befanden sich öffentliche Schutzräume für über 800'000 Personen in Bau oder waren bereits fertiggestellt.

Zahlreiche Männer und Frauen – in ganz Grossbritannien über eineinhalb Millionen – hatten sich freiwillig zum Luftschutzdienst gemeldet, und in London waren alle vorgesehenen Stellen besetzt. In den Stadtgemeinden waren über 9'000 hauptberufliche Luftschutzwarte und über 10'000 hauptberufliche Krankenträger einsatzbereit. Die gut organisierten Rettungsdienste verfügten über 12'000 Vollzeitkräfte. Die Freiwilligenmeldungen für die Hilfsfeuerwehr hatten einen befriedigenden Stand erreicht, während andererseits 60 Prozent der Kriegsausrüstung an Pumpen und anderem Gerät ausgegeben waren. Das restliche Material wurde im Laufe des Sommers bereitgestellt. Melde- und Einsatzzentralen waren in Schulen und anderen beschlagnahmten Gebäuden eingerichtet worden. Alle Vorbereitungen liefen erstaunlich glatt, und die zuständigen Stellen arbeiteten bemerkenswert tüchtig, wenn man berücksichtigt, welche gewaltige Aufgabe hier zu bewältigen war.

Nun kam es vor allem darauf an, die Bevölkerung über das richtige Verhalten bei Luftangriffen zu belehren, was sich aus zwei Gründen als schwierig erwies: wegen der unüberwindlichen Dummheit und Sorglosigkeit eines Grossteils der Bevölkerung – und wegen der zunehmenden Unbeliebtheit des Luftschutzes, insbesondere der Luftschutz-

warte, die den Auftrag hatten, die Bevölkerung entsprechend zu belehren.

Dabei konnte niemand behaupten, der Bevölkerung würde zugemutet, schwierige oder komplizierte Dinge zu lernen. Auf einem bei Kriegsausbruch an alle Haushalte verteilten Informationsflugblatt hiess es in Fettdruck: WENN SIE EINEN EIMER WASSER AUF EINE BRENNENDE BRANDBOMBE SCHÜTTEN, EXPLODIERT SIE UND SCHLEUDERT BRENNENDE SPLITTER NACH ALLEN SEITEN. Darunter wurde erläutert, wie Brandbomben mit Sand oder einem Sandsack gelöscht werden sollten. Das klingt ganz einfach. Aber Ende 1939 ergab eine Meinungsumfrage, dass nur ein Drittel der befragten Londoner wusste, was mit Brandbomben zu geschehen hatte. Die häufigste falsche Antwort lautete, man solle «die Bombe ins Wasser werfen» oder «Wasser auf die Bombe schütten». Weitere Antworten lauteten:

«Man stellt sich an eine Mauer.»

«Drauflegen.»

«Einem Luftschutzwart überlassen.»

«Man wirft einen Mantel darauf oder wirft sie in einen Gully oder irgendwo ins Wasser.»

«Aufheben und ins Wasser stecken.»

«Nicht anfassen und Ohren steifhalten.»

«Liegenlassen und weglaufen.»

«Darauf achten, dass die dünnen Stellen des Hauses verstärkt bleiben.»

«Gasmasken anlegen.»

Die meisten Leute machten sich nicht die Mühe, dieses oder irgendein anderes Informationsflugblatt zu lesen.

Manche betrachteten sie sogar als obskure Beleidigung. Ein

Befragter schilderte seine Reaktion auf sie als «verächtliche und zynische Belustigung».

Die naheliegendsten Zielscheiben für diesen sich entwickelnden Zynismus waren die Luftschutzwarte. Sie sassen den ganzen Tag nur herum, wurden anscheinend fürs Nichtstun bezahlt und versuchten vor allem, *uns* zu erzählen, was bei Luftschutzangriffen, zu denen es doch nie kommen würde, zu tun sei.

Sie wurden sogar schon im Oktober 1939 im Unterhaus als «Faulenzer und Parasiten» angegriffen, und im Januar 1940 wurden im Zuge von Einsparungsmassnahmen eine Anzahl hauptberuflicher Luftschutzwarte entlassen. Erstaunlich war dabei, dass ein so hoher Prozentsatz auf dem Posten blieb, die bemerkenswert langweilige Ausbildung fortsetzte und dadurch imstande war, sich tüchtig und tapfer zu bewähren, als die deutschen Luftangriffe begannen.

Tatsächlich existierten dumpfe Ressentiments gegen diesen Krieg im Allgemeinen, die während des langweiligen und leicht unbehaglichen Winters 1939/40 stetig anwuchsen.

Und so ging der Scheinkrieg weiter. Die auf staatliche Anordnung hin geschlossenen Theater und Kinos wurden allmählich wieder geöffnet. Die Lebensmittelrationierung, eine bei den Engländern stets sehr populäre Massnahme, weil sie dem bei einigen vorhandenen Drang zur Gleichmacherei und dem notorischen Fairnessempfinden anderer entgegenkommt, wurde eingeführt und galt als augenblicklich erfolgreich. Die Beliebtheit des Ernährungsministers Lord Woolton erreichte Höhen wie sonst nur die Unbeliebtheit seines ebenso fleissigen Kollegen Sir John Anderson, der Innenminister und Minister für Innere Sicherheit war. Die Männer und Frauen der Zivilschutzdienste übten weiterhin

für einen Ernstfall, der nach jetziger Überzeugung der Mehrheit der englischen Bevölkerung niemals eintreten würde. Andererseits vergrösserte sich nach Schätzungen des Luftfahrtministeriums die London drohende Gefahr: Es rechnete damit, dass die Deutschen mehrere Tage lang 2'000 Tonnen Bomben pro Tag und unbegrenzt lange 700 Tonnen Bomben pro Tag abwerfen können würden. Dabei ging man weiterhin von 50 Toten und Verletzten pro Tonne Bomben aus.

Die Bombardierung Rotterdams öffnete den Engländern die Augen. Als die Deutschen am 10. Mai 1940 in die Niederlande einfielen, wandten sie wieder die Blitzkriegtaktik an, mit der sie in Polen so erfolgreich gewesen waren. Aber diesmal waren sie nicht sofort und auf der ganzen Linie siegreich. General Student, der die Luftlandetruppen kommandierte, wurde in Rotterdam aufgehalten und forderte starke Luftunterstützung an. Die Luftwaffe griff Rotterdam am 13. Mai an, wobei grosse Teile der Stadt zerstört und viele Zivilisten getötet wurden. Churchill bezeichnete diesen Angriff als «ein Massaker», und die Westmächte hatten damals und später den Eindruck, einen der seit langem erwarteten Terrorangriffe erlebt zu haben. Auch das Ziel solcher Angriffe schien erreicht zu sein, denn die holländische Armee legte am nächsten Tag die Waffen nieder.

Während des Westfeldzugs kam es zu keinen weiteren massiven Luftangriffen auf zivile Ziele, obwohl kleinere Verbände deutscher Bomber Städte in Mittel- und Südfrankreich mit der offenkundigen Absicht angriffen, die Bevölkerung in Angst und Schrecken zu versetzen. Damit waren sie grösstenteils erfolgreich. Angst vor etwaigen weiteren Angriffen der deutschen Luftwaffe trug erheblich zur De-

moralisierung der Franzosen bei. Diese Angst war zumindest teilweise für die Eilfertigkeit verantwortlich, mit der die französische Regierung kapitulierte, sobald die französischen Armeen besiegt waren.

Das nächste Ziel war offenbar England. Im Juni 1940 wirkte die deutsche Luftwaffe, die jetzt damit beschäftigt war, sich auf einen grossen Halbkreis bildenden Flugplätzen einzurichten, von denen aus Grossbritannien leicht zu erreichen war, als ein wahrhaft gefährlicher Gegner. Und das war sie auch.

Trotzdem traten die fast panische Angst des Jahres 1938 und die weniger hysterischen, aber vielleicht tief ersitzenden Befürchtungen des Jahres 1939 kaum mehr auf. Das hatte zwei Gründe. Am wichtigsten war die neue Stimmung im Lande, die von dem neuen Premierminister sehr geschickt geschürt und geschmiedet wurde. Winston Churchill war zu kriegserfahren, um Prognosen mit Tatsachen zu verwechseln. Er verschwieg nicht, dass England schwere Zeiten bevorstanden, aber er hielt es für ausgeschlossen, dass es erobert werden könne. Das glaubten auch die Engländer nicht. Sie hatten keine eigenen Erfahrungen mit Niederlagen und konnten sie sich, da sie ein bemerkenswert phantasieloses Volk waren, lediglich als theoretische Möglichkeit vorstellen. Churchills Entschlossenheit und ihre Sturheit ergänzten sich in diesem Sommer auf bewundernswerte Weise. Sir Winston Churchill hat seine eigene Haltung in seiner *Geschichte des Zweiten Weltkrieges* erläutert; die Einstellung der englischen Bevölkerung schildert Peter Flemmings *Invasion 1940*.

Das Wort «Invasion» ist der Schlüssel zu dem zweiten Grund für den Stimmungsumschwung in England. Bis da-

hin hatten massive Luftangriffe sozusagen allein die Schlagzeilen beherrscht. Sie waren die Gefahr, sie stellten die grosse Bedrohung dar. Aber jetzt war die Gefahr einer Invasion nach Auffassung der Bevölkerung ebenso gross, wenn nicht sogar grösser. Und dagegen konnte jeder Engländer, jede Engländerin etwas tun. Im Oktober 1938 und im September 1939 hatten die Briten – vor allem die Londoner – ihre Rolle in der bevorstehenden Katastrophe beinahe völlig passiv gesehen: in Luftschutzkellern zusammengedrängt, sich durch Giftgasschwaden vorantastend, auf den Strassen sterbend, als Opfer. Im Juli 1940 sahen sie sich trotz der erwarteten schweren Luftangriffe in einer weiteren Rolle: primitive Handgranaten auf deutsche Panzer werfend, nachts deutsche Fallschirmjäger erdrosselnd – mit einem Wort: kämpfend. Churchills blutrünstige Parole «Einen kann man immer mitnehmen» fand ein breites Echo in der Bevölkerung. Deshalb wurden die Luftangriffe lediglich als Teil des bevorstehenden Kampfes, nicht als abschliessende Katastrophe betrachtet.

Das Jammern und Meckern hörte fast schlagartig auf, und nur wenige Engländer achteten noch auf die Stimmen, die wie in einer Tonrille hängengebliebene Grammophonplatten nicht aufhören konnten, Äusserungen von sich zu geben, die nicht mehr der Stimmung im Lande entsprachen. Die Sozialisten waren in die Regierung Churchill eingetreten; in England herrschte Einigkeit wie selten zuvor; dies war die Zeit des «Geistes von Dünkirchen». Die Bevölkerung hörte auf, über Luftschutzwarne herzuziehen; statt dessen war jedermann darum bemüht, dass seine Nachbarn ihre Häuser ebenso verdunkeln, wie man das eigene Haus verdunkelt hatte. Viele, die aus den Zivilschutzdiensten aus-

getreten waren, meldeten sich erneut freiwillig. Millionen von Männern traten in die Heimwehr ein. Ganz England verfolgte wie gebannt die im August 1940 beginnende Luftschlacht, die als Luftschlacht über England in die Geschichte eingegangen ist.

Bekanntlich verfolgten die Deutschen in der Luftschlacht über England die Absicht, als Voraussetzung für eine Invasion die Royal Air Force niederzukämpfen, und Hitler hatte anfangs befohlen, London solle nicht bombardiert werden. Am 24. August 1940 begann jedoch eine Kette von Ereignissen, die Hitler dazu veranlassten, diesen Befehl zu widerrufen. An diesem Tag bombardierten einige deutsche Flugzeuge versehentlich und entgegen Hitlers ausdrücklichem Befehl die englische Hauptstadt. Churchill ordnete sofort Vergeltungsangriffe an. Schon in der nächsten Nacht entsandte das Bomber Command 81 Maschinen, die Berlin bombardieren sollten. Der angerichtete Schaden war gering. Aber in der folgenden Woche waren die englischen Bomber über Berlin, wann immer das Wetter es zuließ. Für Hitler war das Grund genug, nun seinerseits Vergeltungsangriffe anzuordnen. Am 4. September gab er bekannt, er habe die Absicht, die englischen Städte auszuradieren; am 5. September gingen die entsprechenden Befehle für den Angriff auf London hinaus. Diesmal war der Köder – fall es noch einer war – angenommen worden. Und am 6. September 1940 traf Göring an der Kanalküste ein, um persönlich die Führung der Schlacht um London zu übernehmen, von der diese aufgeblasene Figur sich ewigen Ruhm in Walhall und übrigens auch die Beendigung des Krieges erhoffte.

Zielwechsel auf London

An diesem Samstagnachmittag sollen Göring und Kesselring auf den Klippen von Cap Gris Nez gestanden und beobachtet haben, wie die Bomber der Luftflotte 2 sich formierten und Kurs auf London nahmen, während die Begleitjäger ihre Positionen über und unter den Heinkels und Dorniers einnahmen.

Diese Verbände formierten sich gegen 16 Uhr. Weiter im Süden rührten die Bomber von Sperrles Luftflotte 3, die die zweite Angriffswelle bildete, auf Flugplätzen in der Normandie und der Bretagne die Startbahnen hinunter und formierten sich ebenfalls. An diesem Nachmittag befanden sich weit über 300 Bomber, die von etwa 600 Jägern begleitet wurden, im Anflug auf London. Der Überraschungsangriff gelang. Der Stab des Fighter Command (Jägerkommandos) in Stanmore und Air-Marshal Parks 11. Fliegerkorps in Uxbridge, das die Anflugwege nach London zu verteidigen hatte, erwarteten noch keinen zusammengefassten Angriff auf die englische Hauptstadt. Sie hatten allen Grund zu der Annahme, die deutsche Luftwaffe werde ihre erfolgreichen Angriffe auf die Sektorenstationen fortsetzen, und die Jagdstaffeln starteten deshalb mit dem Einsatzauftrag, solche Angriffe abzufangen.

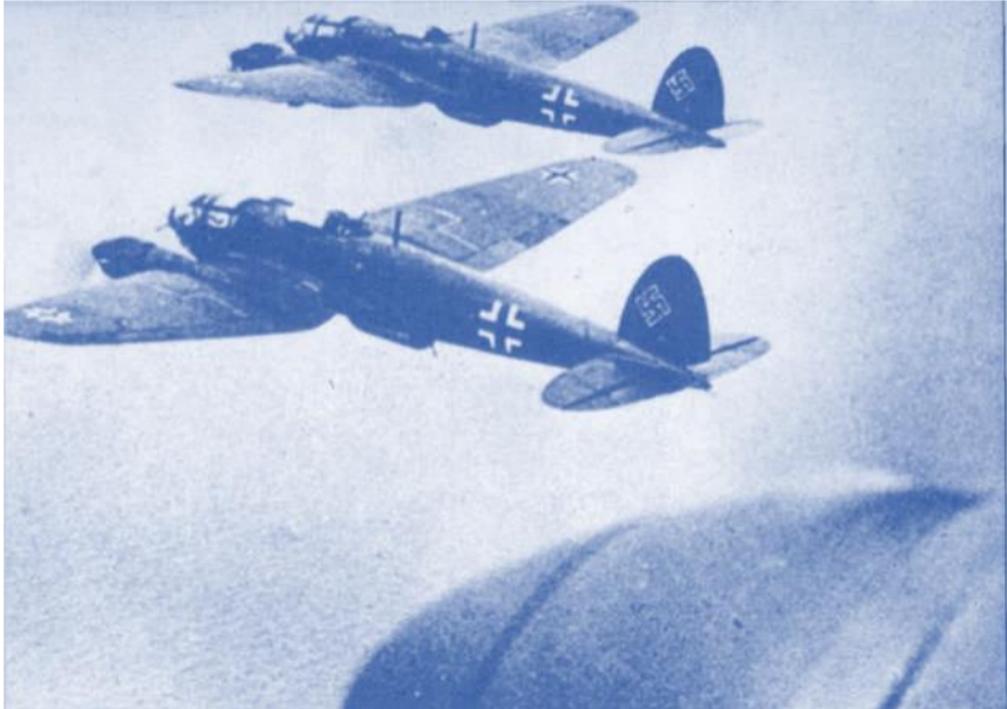
Diese Ziele wären höchstwahrscheinlich angegriffen worden, wenn die Stäbe der Luftflotten 2 und 3 für die Zielfestlegung verantwortlich gewesen wären. Aber dieses Unter-



Ladeninhaber bekleben die Fensterscheiben mit Papierstreifen, um die Auswirkungen der Druckwellen zu vermindern

Entspannte Atmosphäre bei einem Brandwache-Posten





He-111 im Formationsflug auf England

Englands Südküste ist gegen eine Invasion gerüstet





Angesichts der katastrophalen Wafrenknappheit müssen die Einheiten der britischen Bürgerwehr mit Holzlaten ausgebildet werden

nehmen war von Hitler befohlen worden und stand unter Görings Aufsicht. Da es aller militärischen Logik widersprach, gelang die Überraschung. Auch wenn dieser Zielwechsel ein strategischer Fehler war – immerhin ist vorstellbar, dass Deutschland als Folge des Bombereinsatzes gegen London den Krieg verlor –, war er ein taktischer Triumph.

Das Unlogische dieses Angriffs verwirrte die englischen Generalstabschefs und führte sie in die Irre. Wie wir wissen, hatten sie völlig zutreffend damit gerechnet, dass der deutsche Invasionsplan einen schweren Angriff auf London unmittelbar vor dem Auslaufen der Invasionsflotte vorsehen würde. Durch Luftaufklärung war bekannt, dass die deutschen Vorbereitungen in den Kanalhäfen so gut wie abgeschlossen waren.

Als die Generalstabschefs, die an diesem Nachmittag zu einer Besprechung zusammenkamen, Bomben in London detonieren hörten und erfuhren, dass der seit langem erwartete Grossangriff offenbar begonnen hatte, rechneten sie mit einem Beginn der Invasion innerhalb der nächsten Stunden. Deshalb alarmierten sie noch am gleichen Abend alle nachgeordneten Befehlsstellen mit dem Deckwort «Cromwell», das «Invasion steht unmittelbar bevor» bedeutete. Zu diesem frühen Zeitpunkt konnten sie noch nicht ahnen, dass dieser Angriff in Wirklichkeit genau das Gegenteil bedeutete.

Hitler, der mit den bisherigen Leistungen der Luftwaffe nicht zufrieden war und den die technischen Ratschläge von Heer und Kriegsmarine irritierten, ging jetzt zu den brutalen Terrormethoden über, mit denen er in der Vergangenheit im In- und Ausland so spektakuläre Erfolge erzielt hatte. Die Londoner Hafenanlagen waren natürlich ein erstklassiges

militärisches Ziel, so dass der Angriff auf sie aus militärischer Sicht völlig gerechtfertigt war – zumindest im Rahmen einer Langzeitstrategie –, denn ihre Zerstörung sowie die Lahmlegung der Häfen Southampton, Bristol und Liverpool hätte es Grossbritannien sehr schwierig oder sogar unmöglich gemacht, den Krieg fortzuführen.

Aber das alles hatte fast nichts mit den taktischen Bedürfnissen der deutschen Marine- und Heeresseinheiten zu tun, die darauf warteten, das Unternehmen «Seelöwe» durchzuführen. Ausserdem ist schwer vorstellbar, dass Hitler, indem er den lange verschobenen Entschluss fasste, ein Ziel mitten in London bombardieren zu lassen, nicht auch seinen sadistisch-grausamen Zerstörungstrieb befriedigte, der einer seiner markanten Charakterzüge war. Aber das sind Spekulationen, die nicht weiter wichtig sind. Wichtig ist in diesem Zusammenhang nur, dass der Angriff auf die Hafenanlagen einen grundlegenden Wechsel der deutschen Strategie bedeutete – weg von dem Unternehmen «Seelöwe», das damals unmittelbar bevorzuzustehen schien, und hin zu über längere Zeit fortgesetzten Angriffen gegen englische Nachrichten- und Verkehrsverbindungen sowie auf die Kampf-moral der Zivilbevölkerung der britischen Hauptstadt. Strategisch war dieser Luftangriff ein politischer Gewaltakt. Deshalb waren die englischen Streitkräfte etwa ein halbe Stunde lang völlig überrascht.

Die erste Welle folgte von Osten an und hatte als Ziele die Hafenanlagen unterhalb der Tower Bridge, das Arsenal Woolwich und die weiter flussabwärts liegenden Ölum-schlageinrichtungen. Die englische Flak an Themse und Medway eröffnete gegen 17 Uhr das Feuer auf die nach Westen fliegenden vordersten deutschen Verbände. Eine Vier-

telstunde später fielen die ersten Bomben auf das Arsenal Woolwich – ein wichtiges militärisches Ziel – und beschädigten ausserdem zwei wichtige Fabriken. Andere Staffeln flogen weiter, um West Ham, Poplar, Stepney und Bermondsey zu bombardieren, die Londoner Stadtteile an beiden Ufern der grossen Doppelschleife der Themse, an denen die Victoria & Albert Docks, die West India Docks und die weitläufigen Surrey Commercial Docks liegen.

Nachdem sie ihre Ziele erreicht hatten, drehten sie nach Norden ab und wurden nun ihrerseits von etwa sieben Jagdstaffeln der 11. und 12. Fliegerkorps angegriffen. Sie mussten dabei Verluste hinnehmen, aber ihre Bomben waren im Zielgebiet detoniert, wo jetzt bereits Grossbrände entstanden.

Unterdessen stiess die zweite Welle aus Süden und Südosten gegen die Hauptstadt vor. Ein Teil der Bomber wurde von englischen Jägern abgefangen, bevor sie London erreichten, und eine RAF-Staffel führte ein Rückzugsgefecht über die ganze Hauptstadt hinweg. Im Allgemeinen gelang es den Messerschmitts jedoch, ihren Kampfflugzeugen den Weg zu bahnen, und das Zielgebiet wurde erneut schwer bombardiert. Die Bomben – über 300 Tonnen Sprengbomben und viele Tausende von Brandbomben – fielen nicht nur auf die Hafenanlagen, sondern auch auf die schäbigen, dichtgedrängten und leicht brennbaren kleinen Häuser in den Arbeitersiedlungen.

In eineinviertel Stunden erlebte London den schwersten und konzentriertesten Tagesangriff dieses Krieges. Obwohl noch in Tottenham und Croydon deutsche Bomben fielen, hatte das East End die Hauptlast des Angriffs zu tragen. Um 18.30 Uhr waren ganze Strassenzüge mit kleinen einge-

schossigen Häusern, die so schnell und billig aus dem Boden gestampft worden waren, wie die Bauspekulanten des 19. Jahrhunderts sie hatten hinstellen können, in Schutt und Trümmern versunken. Für Nichtlondoner oder Städteplaner waren diese heruntergekommenen, alten, baufälligen Häuser vielleicht nur Slums, so dass es heutzutage manchmal heisst, der deutsche Angriff habe die Funktion des Skalpells eines Chirurgen übernommen und diese krebsartigen Wucherungen endgültig beseitigt. Aber für die Bewohner dieser trübseligen, schmutzigen Strassen waren diese Häuser, Läden und Pubs die Heimat. Um 18.30 Uhr waren bereits viele Gebäude vernichtet – und die Brände breiteten sich erst richtig aus.

Es gab keine Möglichkeit, sie zu löschen, bevor es dunkel wurde, so dass sie als gewaltiges Leuchtfeuer neue Bomberströme mit weiteren Spreng- und Brandbomben anlocken würden. Bei diesem grössten Tagesangriff verloren die Deutschen über 40 Maschinen, aber die bereits bis zur Grenze des Erträglichen beanspruchte RAF büsste ihrerseits 28 Jagdflugzeuge und 17 Piloten ein, die sie schlecht entbehren konnte. Und das East End brannte. Göring konnte sich also zu einem Sieg gratulieren. Das tat er in seiner üblichen prahlerischen Art noch am gleichen Abend im deutschen Rundfunk.

Als die Sonne sich im Westen dem Horizont näherte, waren die Grossbrände kilometerweit zu sehen. In allen Londoner Stadtteilen richteten sich die Blicke zur Isle of Dogs. Mr. Maxwell-Hyslop, der im damaligen Erziehungsministerium arbeitete, schilderte diesen Abend später:

«Wir waren in Richmond bei Freunden zum Tee eingeladen gewesen. Wir kamen gegen fünf Uhr auf unseren Fahr-

rädern zurück und sahen eine gigantische pilzförmige Rauchwolke. Sie war so gross und ragte so weit zum Himmel auf, dass man gar nicht glauben konnte, dass sie aus Rauch bestehe, und wir wussten lange nicht, was das sein konnte. Wir hatten Flakgeschütze und die Sirenen gehört, aber wir hatten uns so was nie träumen lassen. Dann erreichten wir den höchsten Punkt eines Höhenzuges im Richmond Park und sahen diesen Rauch, diese Rauchsäule und sagten: Grosser Gott, das muss irgendwo bei Hammersmith sein! Und wir radelten weiter und sagten: Na, dann ist's eben Chelsea. Dann waren wir schliesslich zu Hause und merkten erst jetzt, dass die Rauchsäule noch immer 15 bis 20 Kilometer von uns entfernt war. Wir gingen auf den Dachboden unseres Wohnhauses und hatten dort einen Blick über den gesamten Horizont mit dieser rotglühenden, zum Himmel aufragenden Rauchsäule – ein grausiger Anblick.»

Den Bränden näher war Dr. Matthews, der an diesem Abend diensthabende Dekan der St.-Pauls-Kathedrale. «Im Inneren der Kathedrale», hat er geschrieben, «war es so hell, dass die bunten Glasfenster leuchteten, wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte.»

Am gleichen Abend gegen 20 Uhr starteten die deutschen Bomber zu einem Nachtangriff von ihren Flugplätzen aus. Knapp eine Stunde später, als die Dunkelheit herabsank und die Brände heller loderten, fielen die ersten Bomben in das Flammenmeer. Ganz London fragte sich, was unter dieser Decke aus waberndem, rotglühenden, öligen Rauch geschehen mochte.

Der Chronist der Londoner Feuerwehr hat in *Front Line* geschrieben:

«Vier Fünftel der eingesetzten Feuerwehrmänner hatten keine praktische Erfahrung in der Brandbekämpfung. In Friedenszeiten ist ein Brand mit 30 Löschfahrzeugen schon ein riesiger Grossbrand. Kurz nach Mitternacht wüteten in London neun Brände, zu deren Bekämpfung jeweils über 100 Pumpen nötig waren. In den Surrey Docks waren es zwei mit 300 beziehungsweise 130 Pumpen; im Arsenal Woolwich war es eines mit 200 Pumpen; auf dem Güterbahnhof Bishopsgate und an fünf weiteren Stellen der Hafenanlagen wurden jeweils über 100 Pumpen eingesetzt. Alle diese Brände waren praktisch ausser Kontrolle.

Auf dem Quebec Yard in den Surrey Docks wütete der grösste Brand dieser Nacht – auf riesiger Fläche, mit beängstigender Geschwindigkeit fortschreitend und schreckliche Hitze erzeugend. Er war dreissig- bis vierzigmal grösser als der Barbican-Grossbrand des Jahres 1938, der grösste Brand in Londons neuerer Geschichte. Er liess die hölzernen Eisenbahnschwellen in Flammen aufgehen, was sonst noch nie beobachtet worden war.

Ein Grossbrand auf solcher Fläche ist nicht nur entsprechend seiner Fläche schlimmer als ein kleinerer Brand, sondern viel schwieriger zu bekämpfen, als sein blosser Umfang erwarten liesse. Je grösser die Gesamthitze ist, desto stärker ist der Sog, mit dem kalte Aussenluft angesaugt wird, was wiederum die Ausbreitung des Brandes begünstigt und die Flammen um so länger werden lässt. Sie waren so lang und so heiss, dass der Anstrich von Feuerlöschbooten, die im Lee des gegenüberliegenden Ufers in über 250 Meter Entfernung an den Brandherd heranzukommen versuchten, Blasen warf. Massive 20 bis 30 Zentimeter lange brennende Holzstücke wurden bis in weit entfernte Strassen geschleudert,

wo sie neue Brände entfachten. Holzstapel, die von Feuerwehrmännern unter Wasser gesetzt worden waren, begannen sofort zu dampfen, zu trocknen und sich dann in der von den Bränden ausgestrahlten intensiven Hitze selbst zu entzünden.

Während die Männer diesen ungeheuren Grossbrand bekämpften, warf der Feind die ganze Nacht hindurch weitere Bomben hinein. Es passierte immer wieder, dass sie Gebiete in Brand setzten, die eben erst mühsam gelöscht worden waren. Erst bei Tagesanbruch waren sichtbare Fortschritte möglich. Die erschöpften Männer konnten nicht nach normaler Einsatzdauer abgelöst werden, weil alle Wehren bis zum letzten Mann im Einsatz standen. Viele Feuerwehrmänner arbeiteten hier 40 Stunden lang, manche Führer noch länger. So erhielten die meisten während des Krieges in London eingesetzten Feuerwehrmänner ihre Feuertaufe.»

Im Arsenal Woolwich kämpften Feuerwehrmänner zwischen Kisten mit scharfer Munition und Behältern mit Nitroglyzerin in einem Bombenhagel, der dem wichtigsten militärischen Ziel Londons galt, gegen die Flammen an. Aber im Hafen selbst ereigneten sich seltsame Dinge. Es gab Pfefferbrände, in deren Umgebung die Luft voller Pfefferteilchen war, so dass die Feuerwehrmänner, die dort tief Luft holten, das Gefühl hatten, Feuer einzusatmen. Dann gab es Rumbrände, bei denen brennender Alkohol aus Lagerhäusern strömte und Rumfässer wie Bomben explodierten.

Es gab auch einen Lackbrand – eine weitere Kaskade weissglühenden Feuers, das die Löschfahrzeuge mit einer Farbschicht überzog, die sich wochenlang nicht entfernen liess. Ein Gummibrand erzeugte schwarze Rauchschwaden, die solche Erstickungsanfälle hervorriefen, dass der Brand

nur aus einiger Entfernung bekämpft werden konnte, wobei die Löschmannschaften stets in Gefahr waren, im Rauch zu ersticken. Zucker scheint in flüssiger Form gut zu brennen, wenn er in den Hafenbecken auf dem Wasser schwimmt. Tee brennt mit heller Flamme, die «süsslich, ekelerregend und sehr stark» riecht. Einem der Männer erschien es seltsam, kaltes Wasser auf heisse Teeblätter zu giessen. Aus einem brennenden Getreidesilo stiegen ganze Wolken schwarzer Fliegen auf, die sich in Schwärmen auf Mauern niederliessen, wo sie von Feuerwehrmännern mit Wasserstrahlen abgespült wurden. Anderswo traten Hunderte von Ratten auf. Und von verbranntem Weizen blieb eine klebrige Masse übrig, «die einem die Stiefel auszieht».

Im Hafengelände lagerten erstaunlich grosse Holzmen-gen, darunter viel leicht entflammbares Nadelholz, das zum Teil noch auf Schleppkähnen verladen war. Diese brennenden Schleppkähne wurden nach Möglichkeit von ihren Liegeplätzen losgeschnitten, trieben steuerlos flussabwärts – und kamen dann mit der einsetzenden Flut noch immer brennend zurück. Das Chaos war unvorstellbar.

Es wäre falsch, sich die Londoner Hafenanlagen einfach als grosse Flächen mit Lagerhäusern, Kais und Wasser vorzustellen, die normalerweise von Nachtwächtern kontrolliert und jetzt von Feuerwehrmännern gelöscht wurden. Zwischen und in ihnen lebten viele Menschen. Zwischen Surrey Docks und Themse sowie auf dem Nordufer in Silvertown zwischen Victoria Docks und Themse lagen schmale Siedlungsgebiete mit Häusern, Missionen und Pubs. Die dort lebenden Menschen sahen sich jetzt von Bränden eingeschlossen, während aus dem von Motorenlärm dröhnenden Himmel Bomben auf sie herabheulten.

In Bermondsey heisst das Wohngebiet zwischen Surrey Commercial Docks und Themse bei den Einheimischen «Down Town». Eine Hauptstrasse, die Rotherhithe Street, erschliesst die stumpfe Halbinsel kreisförmig, während kurze, enge Seitenstrassen von ihr abzweigen und eine weitere Strasse, die Redriff Road, durch die weitläufigen Hafenanlagen vom «Festland» herüberführt und die Verbindung zur Rotherhithe Street herstellt. Drei Brücken verbinden also die «Down Town» mit dem riesigen Labyrinth aus Fabriken, Rücken an Rücken stehenden kleinen Wohnhäusern und schmutzigen Güterbahnhöfen, aus dem Bermondsey damals bestand.

Als die Hafenanlagen brannten, wurden die Bewohner der Down Town evakuiert, und viele von ihnen fanden in der Schule in der Keeton's Road Zuflucht. Aber das Gebäude war kein Schutzraum und keineswegs für die Aufnahme von Ausgebombten eingerichtet. Andererseits mussten diese Menschen irgendwo untergebracht werden. Einige Stunden später erhielt das Schulgebäude Bombentreffer, wobei es zahlreiche Tote gab.

Mr. O'Connell war Luftschutzwart im Luftschutzrevier L an der Rotherhithe Street. Bevor die deutschen Luftangriffe begannen, war ihm mitgeteilt worden, dass sein Revier in der Gefahrenzone I liege, was allerdings nicht übertrieben war. O'Connell war hauptberuflich Luftschutzwart und hatte in dieser Nacht Dienst. Er schilderte seine Erlebnisse folgendermassen: «Unser erster Grossbrand brach auf Bellamy's Wharf aus, und danach kam es zu einem bei der Surrey Lock Bridge, den wir nach besten Kräften zu löschen versuchten, was uns auch einigermassen gelang. Dann folgte eine kurze Ruhepause, bevor es in der Dixon Street brannte,

wo ein Mordsbrand entstand, bei dem sich alle in dieser Strasse Eingesetzten hervorragend bewährten, als es darum ging, die Brandbomben und alles andere zu löschen. Zwei Feuerwehrmänner, die bei der Brandbekämpfung schwere Verletzungen erlitten hatten, wurden in mein Revier gebracht, wo ich sie ganz ausziehen und ihnen zwei Overalls geben und sie sich aufwärmen lassen musste, weil sie von Öl triefen. Und dann ging die Farbenfabrik Capsull hoch. Wir hatten alle Befehl, auf in unserem Gebiet abspringende Fallschirmjäger zu achten.»

Ziemlich genau zu diesem Zeitpunkt gaben die Generalstabschefs das Kodewort «Cromwell» aus. «Und dann kam dieses Ding vom Himmel, das wir die ganze Zeit für einen Fallschirmspringer hielten, aber es war zufällig eine Luftmine, die noch im Hafengebiet niederging und die Farbenfässer in Brand setzte, und danach hatten wir Bellamy's Wharf – das Eierlagerhaus. Nun, wir wussten natürlich, dass wir auf Bellamy's Wharf sehr viele Leute in einem Schutzraum hatten – übrigens auch auf Globe Wharf. Ich hatte einen hübschen Haufen Leute dort drin, und in dieser Nacht brannte es über dem Schutzraum lichterloh. Ich rief einen meiner Leute unauffällig heraus und sagte zu ihm: Bill, wir müssen die Leute von hier wegbringen. Daraufhin brachte ich alle raus, sogar auf unseren eigenen Müllwagen.»

Einige dieser Geretteten wurden dann in der Schule in der Keeton's Road untergebracht. Unterdessen ging der Luftangriff weiter. Noch schwieriger wurden die Probleme dieser Nacht durch herumliegende Bomben mit Zeitzündern, von denen zumindest eine in O'Connells Luftschutzrevier detonierte. «Danach wurde es etwas ruhiger, bis wir den nächsten Grossbrand hatten. Und wir hatten einen Leichter mit

einer sehr brennbaren Ladung – nämlich Alkohol –, den wir losschneiden und dem Fluss übergeben mussten. Und dann war die Pier selbst ein Flammenmeer wie die Holzkähne, die meine Leute von ihren Liegeplätzen losschnitten, um das andere Schnittholz zu retten, wobei ich allerdings glaube, dass das verlorene Liebesmüh war.»

Und so ging es die Nacht hindurch weiter. Am Ende der Spa Road in Bermondsey war im Badehaus eine Erste-Hilfe-Station eingerichtet worden. Auch für die Ärzte und Krankenschwestern war dies die Nacht, in der sich ihre Ausbildung in den vergangenen ruhigen Monaten bewähren musste. Dr. Morton, eine dort tätige Ärztin, hat eine der Überraschungen dieser Nacht und der folgenden Monate geschildert:

«Bei der Ausbildung der Ersthelfer hatten wir viel Zeit darauf verwandt, ihnen zu erklären, wie wichtig Keimfreiheit sei: Dass sie sich die Hände waschen sollten, bevor sie Wunden berührten, und dass sie auf Keimfreiheit beim Anlegen von Verbänden achten müssten. Aber schon in der allerersten Bombennacht war das alles hinfällig.

Was einem vor allem auf fiel, waren die Riesenmengen Schmutz und Dreck, der Schmutz und Dreck von Jahrhunderten, die bei jeder Detonation aufgewirbelt wurden. Alle Verletzten kamen unglaublich verdreckt herein. Ihre Köpfe waren voller Staub und Schmutz, ihre Haut war porentief schmutzig, und es erwies sich als völlig unmöglich, auch nur andeutungsweise keimfrei zu arbeiten.»

Trotzdem kam es zu Dr. Mortons grosser Überraschung in fast keinem der von ihr weiterverfolgten Fällen zu einer Sepsis. Man behalf sich, so gut man eben konnte. «Im Badehaus in Bermondsey, wo wir unsere Erste-Hilfe-Station

hatten, spritzten einige der Badewärter die Leute mit Wassersschläuchen ab. Dadurch wurde ihr Haar sauber, und sie bekamen eine richtige Kopfwäsche, bevor wir uns um sie kümmerten, und sie waren sehr dankbar dafür, dass sie den Schmutz aus ihrem Haar, ihren Ohren, ihren Nasen und so weiter bekamen.»

Am Abend des 7. September 1940 half Polizeisergeant Peters bei den Rettungsarbeiten, über die er Folgendes berichtete:

«Der erste grössere Vorfall, mit dem ich zu tun hatte, betraf die Schule in der Keeton's Road. Aus Rotherhithe war die Bevölkerung evakuiert worden, weil die Hafenanlagen in hellen Flammen standen, und ein Teil dieser Leute wurde mir ihrer gesamten Habe, ihren Angehörigen und den geretteten Lebensmitteln in der Schule in der Keeton's Road untergebracht.

Kurz nach 22 Uhr erhielt das Schulgebäude einen Bombentreffer, und ich wurde – gemeinsam mit weiteren Beamten – dorthin beordert. Als wir die Schule erreichten, betraten wir sie vom Spielplatz aus. Einige der Räume waren bereits ausgebrannt. In einem Zimmer sah ich einen Feuerwehrmann auf einem provisorischen Bett liegen, und sein Gesicht sah aus, als habe ihm jemand die Haut abgezogen.

Unweit davon durchstöberten ein Kollege und ich einige Trümmer, und nach einiger Zeit bückte mein Kollege sich und zog etwas aus dem Schutt hervor. Er hielt es für ein Stück Brot. Aber es erwies sich als Teil eines kleinen Kindes, als die obere Körperhälfte, die oberen Gliedmassen eines kleinen Kindes. Das brachte uns so durcheinander, dass wir auf die Strasse zurückgingen. Auf dem Gehsteig und der Fahrbahn lagen mehrere Gestalten. Ich blieb kurz stehen,

um sie zu betrachten. Nach einiger Zeit standen manche von ihnen auf, und zu meiner Erleichterung waren nicht alle tot. Aber einige von ihnen waren tot.»

So erlebte Bermondsey den ersten deutschen Luftangriff. In den benachbarten Stadtteilen Southwark und Deptford, Greenwich und Woolwich sowie nördlich der Themse in Stepney, Poplar, West Ham und East Ham sah es ähnlich aus.

Beispielsweise hat Mr. Cotter, der stellvertretende Luftschutzleiter in Poplar, über die Angriffe auf diese Stadtgemeinde geschrieben:

«Einleitend muss sofort festgehalten werden, dass es sich als unmöglich erwiesen hat, ein genaues Verzeichnis aller Bomben aufzustellen, die am Nachmittag und Abend des 7. September und in den Morgenstunden des 8. September auf die Stadtgemeinde abgeworfen worden sind. In zwölf Stunden fielen 22 unserer 35 Telefone aus, was dazu führte, dass die Luftschutzwarte nur noch eintretende Verluste durch Meldeläufer oder über irgendein zufällig funktionierendes Telefon meldeten.

Beispielsweise ging in einem Luftschutzrevier eine ganze Serie von sechs Bomben nieder, von denen zwei Menschenverluste hervorriefen, während die anderen mehr oder weniger schwere Sachschäden verursachten. Der betreffende Luftschutzwart begnügte sich fast unweigerlich damit, die Verluste zu melden, und nahm sich vor, am nächsten Morgen eine Liste aller Sachschäden zusammenzustellen.

Bedauerlicherweise brachte der Sonntag, der 8. September, weitere feindliche Angriffe, so dass dieser Vorsatz niemals in die Tat umgesetzt wurde. In den ersten acht oder zehn Tagen waren alle damit beschäftigt, Verletzte zu ber-

gen und in Krankenhäuser zu schaffen. Es war meiner Ansicht nach ganz natürlich, dass viele Bomben nicht mitgezählt wurden, als endlich eine Aufstellung gemacht werden sollte. Ausserdem hatten ein gutes Drittel unserer Leute selbst Schwierigkeiten: Verwandte waren getötet oder verletzt worden, Häuser waren zerstört oder so schwer beschädigt, dass sie nicht mehr bewohnbar waren, so dass sofort Notquartiere für Ehefrauen und Angehörige gefunden werden mussten. In zehn oder zwölf Revieren schliefen die Luftschutzwarde auf Stühlen, kochten sich primitive Mahlzeiten und lebten ganz allgemein von der Hand in den Mund. Überall um sich herum sahen sie Freunde und Nachbarn zusammenpacken und Vorbereitungen für den Umzug in weniger gefährdete Stadtteile treffen. Obgleich sie niemals wussten, was noch kommen würde, entschieden sie sich von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen dafür, zu bleiben und ihre Pflicht zu tun.

132 Vorfälle am 7. September – eine einzige Angriffsnacht brachte bereits die Gesamtzahl, unter der vom Glück begünstigte Gebiete in fünf Kriegsjahren zu leiden hatten. Berücksichtigt man die aus den oben genannten Gründen nicht gemeldeten Bomben, die unzähligen Brandbomben, die in die Hafenbecken gefallenen Bomben und die in dem riesigen Devas-Street-Brand abgeworfenen Bomben, muss dieses rund 6,5 Quadratkilometer grosse Gebiet die grösste Bombendichte ganz Londons erreicht haben.

In allen entfernteren Teilen der Metropole richteten sich Augen auf das Flammenmeer in der Devas Street (den Brand der Hafenanlagen), und Zehntausende von Menschen fragten sich, was dort geschehe. Sie konnten nicht sehen, wie serienweise Bomben in die Flammen fielen und

brennende Holzstücke, Glut und Funkenregen bis zu 100 Meter hoch aufspritzen liessen. Sie konnten nicht beobachten, wie Trupps von Luftschutzhelfern verschüttete Anderson-Unterstände freischaufelten und die benommenen und halb erstickten Insassen an die belebende Luft brachten, die trotzdem rauchig war und nach verbranntem Holz roch. Sie konnten sich nicht vorstellen, wie Luftschutzwarte über Schutt und Trümmer kletterten und wegen der ausgefallenen Telefone zu Fuss zur Zentrale hasteten, um neue Vorfälle zu melden. Sie konnten sich kein Bild davon machen, wie Feuerwehrmänner, von denen viele buchstäblich ihre Feuer- taufe erhielten, von Brandherden weggeschleudert wurden, während sie Schläuche und Abzweigstücke weiterhin verbissen umklammert hielten. Sie konnten nicht sehen, wie das schwitzende, erschöpfte, hungrige Personal der Luftschutz- zentralen ununterbrochen neue Trupps losschickte, und nicht hören, wie die Telefonistin erschrocken tief Luft holt, als sie die Meldung entgegennimmt, dass ihr eigenes Haus getroffen worden ist.

Es wäre unmöglich, sämtliche Berichte über Tapferkeit und Pflichtbewusstsein von Angehörigen aller Zivilschutz- dienste wiederzugeben. Die meisten von ihnen erlebten zum erstenmal gewaltsamen Tod und grossflächige Zerstörungen. Während der schweren Bombenangriffe und angesichts der von allen Seiten gemeldeten Verluste konnte es niemanden geben, der nicht irgendwann in dieser ersten Nacht seine oder ihre eigenen Überlebungs Aussichten abzuschätzen versuchte und dabei zu dem offenkundigen Schluss gelangen musste, sie seien ziemlich schlecht.

In einer Beziehung wurde unsere Aufgabe durch die am 7. September beginnende und in den folgenden Wochen fort-

gesetzte Völkerwanderung gewaltig erleichtert. Um 19 Uhr am ersten Tag rollte, als ‚Entwarnung‘ gegeben worden war, eine richtige Kolonne von Kraftfahrzeugen, in denen ganze Familien sassen und hoch mit Gepäck beladen waren, aus den Seitenstrassen in Richtung Bow Road und East India Dock Road und fuhr nach Westen weiter.

Manche fuhren zu Freunden in weniger gefährdeten Londoner Stadtteilen, während andere entschlossen waren, die Stadt zu verlassen, solange die Angriffe andauerten. In den ersten Tagen wurden alle nur verfügbaren Transportmittel eingesetzt, um die für die Haushaltsführung notwendigen Gegenstände fortzuschaffen – Geschirr, Töpfe und Pfannen, ein paar Möbelstücke. Ponywägelchen, Handkarren, Kinderwagen und Fahrräder mit schwerbeladenen Gepäckträgern rollten in stetigem Strom aus dem Stadtviertel. Auf dem U-Bahnhof der Metropolitan Line und an fast allen Bushaltestellen waren mit Koffern und Schachteln beladene Familien zu beobachten, die das Gefahrengebiet verliessen. Viele von ihnen waren obdachlos geworden und besaßen nur noch die Kleidung, die sie auf dem Leib trugen, und vielleicht ein paar aus den Trümmern gerettete Gegenstände.»

Poplar war ein gut verwalteter Stadtbezirk. Stadtrat Key, später Regionalkommissar für Schutzraumbauten, hatte den Luftschutz mit überragender Tüchtigkeit organisiert. Ausserdem hatte Poplar das Glück, als Luftschutzleiter E.H. Smith zu haben, der später Bürgermeister dieser Stadtgemeinde und mit dem Georgskreuz ausgezeichnet wurde.

Dem Autor ist versichert worden, dass Poplar in diesen ersten schrecklichen Wochen durchgehalten habe, sei hauptsächlich Smith und Cotter zu verdanken. Die beiden waren

jede Nacht die ganze Nacht unterwegs, besuchten fast alle Schutzräume, waren überall, wo grössere Bombenschäden auftraten, gaben den Luftschutzwarten durch ihr Vorbild ein Beispiel und zeigten der Einwohnerschaft von Poplar, dass sie weder vergessen war noch vernachlässigt wurde.

Natürlich gab es auch andere pflichtbewusste Männer: Geistliche, Ärzte, Angestellte der Stadtverwaltung und vor allem der Stadtsyndikus und sein Stellvertreter. Aber Smith und Cotter waren die Männer, die in der Öffentlichkeit auftraten und durch ihre Zähigkeit und Zuverlässigkeit erreichten, dass es in Poplar kein Stimmungstief gab.

Stadtrat Smith war in Poplar geboren und aufgewachsen: Er sprach die Sprache der Bewohner dieses Viertels, teilte ihre politischen Überzeugungen, die deutlich links der Mitte angesiedelt waren, und war vor allem eine auf den ersten Blick erkennbare Führerpersönlichkeit. Er war viele Jahre lang Berufssoldat gewesen, hatte als Tambour angefangen und war 1916 zum Tapferkeitsoffizier befördert worden, was eine seltene Auszeichnung war. Cotter, ein ruhiger, zurückhaltender Ire, ein ehemaliger Offizier der Munster Fusiliers, war vielleicht der ideale Stellvertreter für den hemdsärmeligen Smith. Diese beiden erreichten, dass Poplar im Jahre 1940 durchhielt.

Und die Organisation – der Luftschutzdienst –, die von ihrer Wesensart geprägt war, konnte in mancher Beziehung als einzigartig gelten. Sie war vor allem völlig demokratisch. Im West End und in den Wohnbezirken gab es zahllose potentielle oder tatsächliche Führer, auf die man zurückgreifen konnte, als es galt, Luftschutzwarte zu bestellen. In Poplar war dies keineswegs der Fall. Deshalb wurde beschlossen, die Luftschutzwarte nicht zu ernennen, sondern zu wählen.

Und das taten die Einwohner von Poplar von 1939 an. In jedem Luftschutzrevier war der für die Sicherheit und den Schutz der Einwohner verantwortliche Luftschutzwart ein von ihnen selbst gewählter Mann aus ihrer Mitte.

Während der deutschen Angriffe war die Beteiligung an diesen Wahlen weit höher als bei allen Stadtrats- oder Unterhauswahlen zuvor oder danach. Im Zweiten Weltkrieg ist viel über die Verteidigung der Demokratie geschrieben worden. Stadtrat Smith' Luftschutzdienst war ein leuchtendes Beispiel für eine sich selbst verteidigende Demokratie.

Und die von ihren Nachbarn und Freunden zu der gefährlichen Ehre, die Strassen abgehen und «Vorfälle» – ein eigenartig bürokratisches Wort, das alle nur möglichen schrecklichen Folgen feindlicher Luftangriffe bezeichnete – kontrollieren zu dürfen, bestimmten Männer und Frauen, waren sich der erhaltenen Auszeichnung und der genauen Beobachtung, unter der ihr Verhalten stand, sehr bewusst.

Mit diesen Worten hat Mr. Cotter die Einstellung der Luftschutzwarte zu ihrer Aufgabe und zueinander charakterisiert. (Hier wäre vielleicht noch anzufügen, dass eines der ungeschriebenen Gesetze besagte, dass ein Luftschutzwart niemals selbst Schutz suchen dürfe. Er konnte sich in seiner dienstfreien Zeit selbstverständlich in einen Anderson-Unterstand zurückziehen oder vorübergehend einen Strassenbunker betreten, um sich vor einer Bombenserie in Sicherheit zu bringen, aber die grossen Schutzräume und die U-Bahntunnels waren nichts für ihn.)

«Was für Menschen waren unsere Luftschutzwarte? In Poplar hatten wir eine recht hemdsärmelig auftretende Truppe. Wenn sie einen mochten, nannten sie einen meistens

‚Kumpel‘ – unabhängig vom Dienstgrad des Angesprochenen; hielten sie einen für gerade noch passabel, nannten sie einen ‚Mister‘; konnten sie einen nicht leiden, sagten sie im Allgemeinen ‚Sir‘. Ihr Zusammenhalt basierte lediglich auf einer Art Disziplin, die sie sich selbst auferlegt hatten: der Angst, dass ihre Kameraden glauben könnten, sie täten weniger als ihre Pflicht – sie hatten richtig Angst vor ihren Kameraden.

Wir erlebten den eigentlich tragischen Fall eines Luftschutzwarts – übrigens eines guten Mannes –, der eines Nachts zufällig in einem U-Bahntunnel gesehen worden war. Er war dort mit seiner Frau gewesen. Am nächsten Morgen erschien er mit seinem gewohnten fröhlichen Gruss in seinem Luftschutzrevier, aber dort wollte keiner mit ihm reden. Die anderen strichen sogar seinen Namen aus dem Dienstplan und weigerten sich, ausserdienstlich mit ihm zu verkehren. Wir mussten ihn natürlich in ein anderes Luftschutzrevier versetzen. Das Traurige an dieser Geschichte war die Tatsache, dass der Betreffende allein niemals einen Tunnel aufgesucht hätte. Aber seine Frau hatte darauf bestanden, dass er sie begleite. Und jeder Verheiratete wird wissen, was ich damit meine ..."

Poplar überstand die schreckliche Prüfung dieser ersten Bombennacht. West Ham, sein Nachbar jenseits des Flusses Lea, wäre darunter beinahe zusammengebrochen.

An dieser Stelle müssen wir uns kurz mit West Ham beschäftigen, denn dieser Verwaltungsbezirk war in einigen wichtigen Punkten aussergewöhnlich.

Als Folge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert bestanden grosse Teile von West Ham aus Slums. Im Norden dieses Bezirks an der Romford Road lagen und liegen noch

heute bessere Wohngebiete für leitende Angestellte. Aber der Süden – das Gebiet an der Themse – war ausgesprochen schlimm. Am schlimmsten waren Canning Town, nördlich der Victoria and Albert Docks, und Silvertown, der Bereich zwischen diesen Docks und der Themse. Im Jahre 1940 lebten dort etwa 13'000 Menschen auf weniger als 2,5 Quadratkilometern, von denen ein Grossteil mit Fabriken bedeckt war. Die Häuser lagen in schmalen, überbevölkerten Streifen zwischen Docks und Fabriken: baufällige, schmutzige Gebäude, viele davon Herbergen für Seeleute und ihre Frauen. Silvertown war nicht nur tatsächlich schwer zugänglich, sondern seine Einwohner fühlten sich auf andere, subtilere Weise von dem übrigen West Ham mit seinen Kinos, Schulen und Parks abgeschnitten. Silvertown war, was Unterhaltung und Freizeitgestaltung betraf, auf seine eigenen bescheidenen Möglichkeiten angewiesen. West Ham als Ganzes wies die höchste Anzahl von Pubs pro 1'000 Einwohner aller Stadt- und Landgemeinden Südens auf.

Als nicht zum London County Council gehörende Landgemeinde hatte West Ham bei Verhandlungen mit den für das Luftschutzgebiet London Zuständigen und dem Innenministerium eine stärkere Position als die Stadtgemeinden. Vor Beginn der deutschen Luftangriffe hatte der dortige Rat diese Tatsache wo immer möglich ausgenützt. Der Wahlbezirk West Ham befand sich seit 1916 fest in der Hand der Labour Party – er hatte 1892 mit Keir Hardie den ersten Abgeordneten der Independent Labour Party ins Unterhaus entsandt –, und im Jahre 1940 gehörten 57 seiner 64 Ratsmitglieder der Labour Party an.

Viele von ihnen waren als Pazifisten vor dem Krieg –

und sogar noch vor Beginn der deutschen Luftangriffe – nur widerstrebend bereit gewesen, sich mit Luftschutzfragen zu befassen. Ihnen scheint es hauptsächlich darum gegangen zu sein, in Debatten die Auffassung zu vertreten, die notwendigen Einrichtungen und Anschaffungen müssten vom Staat finanziert werden. Das widersprach der von staatlicher Seite betriebenen Luftschutzpolitik, aber es entsprach andererseits der von West Ham auf allen Gebieten verfolgten Politik.

Vor dem Zweiten Weltkrieg stammten 42,6 Prozent der Einnahmen West Harns aus staatlichen Zuwendungen. Daraus ergab sich eine teilweise Pattsituation. Ausserdem scheint West Ham vor dem Einsetzen der deutschen Luftangriffe keine Führungskräfte vom Kaliber eines E.H. Smith in Poplar hervorgebracht zu haben. Beispielsweise herrschte dort grosser Mangel an Luftschutzwarten. In einem Bezirk waren nur vier Luftschutzwarte unter 40; das Durchschnittsalter der übrigen lag bei 60 Jahren.

Die Missionen und Hilfswerke taten, was in ihren Kräften stand, und die Luftschutzvorkehrungen der Fabriken waren weit besser als die vom Rat veranlassten. Aber in West Ham gab es kaum hauptberuflich tätige Freiwillige. Daran war vor allem der Rat schuld, dessen heftige Reaktion auf seine pazifistische Vergangenheit dazu führte, dass er sich weigerte, Pazifisten für Zivildienst einzustellen, so dass die Bevölkerung ohne die Tätigkeit junger Männer auskommen musste, die in anderen Stadtgemeinden oftmals tapfer und unerschrocken arbeiteten, anstatt Dienst mit der Waffe zu leisten.

Der Rat ging sogar noch einen Schritt weiter und untersagte pazifistischen Organisationen wie dem Friends' Am-

balance Unit oder dem International Voluntary Service for Peace jegliche Tätigkeit in West Ham. Die von sich selbst eingenommenen Wirrköpfe im Rathaus misstrauten sogar einer aus Frauen bestehenden Hilfsorganisation, dem Women's Voluntary Service. Tatsächlich war West Ham einzigartig schlecht auf die Schrecken des 7. September 1940 vorbereitet. Wie es an diesem Abend in Silvertown aussah, beschreibt Lord Ritchie Calder, der kurz nach dem Höhepunkt des Angriffs dort eintraf.

«Ich suchte meinen alten Freund ‚The Guv'nor‘, den militanten Geistlichen, den Reverend W.W. Paton auf. Ich fand seine presbyterianische Kirche in Trümmern vor. Seine Kanzel stand noch, aber Dach und Fassade waren verschwunden. Die benachbarten Strassen lagen alle in Trümmern. Sie waren erbärmliche Sackgassen, die zur Dockmauer hinunterführten, aber diese Schuttberge waren einst Häuser gewesen, in denen die Familien der Ostlondoner Dockarbeiter gewohnt hatten – unerschütterliche, anständige Leute, die bessere Lebensbedingungen verdient hatten, als sie je in Friedenszeiten vorgefunden hatten, und die am meisten unter dem Krieg litten. Einige dieser zertrümmerten Ziegel- und Schutthaufen, deren schäbiges Mobiliar jetzt brannte, waren das einzige Heim, das alte Rentner ihr Leben lang gekannt hatten. Sie hatten in sie ‚hineingeheiratet‘; sie hatten in ihnen ihre Kinder grossgezogen; sie hatten erlebt, wie ihre Kinder geheiratet und das Elternhaus verlassen hatten; und sie fristeten ihr kärgliches Alter in ihnen – als die Bomber kamen.

Schliesslich fand ich ‚The Guv'nor‘. Er war von den Leiden dieser Nacht gezeichnet und kreidebleich. Er war die ganze Nacht lang während der Angriffe unterwegs gewesen,

um seiner Gemeinde zu helfen. Seine Lippen zitterten, und seine Augen füllten sich mit Tränen, als er von Freunden sprach, die tot, verletzt oder vermisst waren. Aber seine Hauptsorge galt den Lebenden. Er war unermüdlich auf den Strassen unterwegs, um Überlebende aufzusuchen, die ausgebombt worden waren.

Ich begleitete ihn. Wir fanden Hunderte von ihnen in einer Schule im Herzen des von Bomben getroffenen Gebiets, in der sie Schutz gesucht hatten. Ich betrachtete das Schulgebäude von allen Seiten. Dort schien auf den ersten Blick eine Katastrophe zu drohen.

Auf den Fluren und in Klassenzimmern stillten Mütter ihre Säuglinge. Ich sah Blinde, Körperbehinderte und Alte. Eine weitere Gruppe bildeten ‚Piccaninnies‘, die Kinder schwarzer seefahrender Feuerwehrmänner. Andere Jugendliche kannte ich dem Namen nach, zum Beispiel den rothaarigen verschmitzten ‚Charlie‘. Ganze Familien hockten in langen Reihen auf ihren kümmerlichen geretteten Habseligkeiten und warteten verzweifelt auf Busse, von denen sie vor dem Bombenterror gerettet werden sollten, dem sie seit nunmehr zwei Nächten ausgesetzt waren. Ja, seit zwei Nächten! Denn in dieser im Voraus zum Untergang verurteilten Ecke hatten die deutschen Luftangriffe schon am Freitagabend begonnen, bevor London ihr ganzes Gewicht zu spüren bekommen hatte.

Zu den in der Schule zusammengedrängten Menschen gehörten viele Familien, die schon in dieser ersten Nacht ausgebombt worden waren. Diese unglücklichen Heimatlosen waren aufgefordert worden, sich um 15 Uhr für die Abfahrt der Busse bereitzuhalten. Stunden später waren die Busse noch immer nicht eingetroffen. ‚The Guv’nor‘ und ich hör-

ten, wie Frauen, die Mütter kleiner Kinder, mit Tränen in den Augen energisch gegen diese Verzögerung protestierten. Männer beschimpften die hilflosen städtischen Beamten, die nur wussten, dass Busse kommen sollten. ‚Wohin werden wir gebracht?‘ ‚Können wir nicht zu Fuss hingehen?‘ ‚Wir fahren mit 'nem Linienbus!‘ ‚Ich weiss einen Lastwagen, den wir geliehen kriegen!‘ Die Menge verlangte Hilfe, Informationen und ein beruhigendes Wort. Aber die bedrängten Beamten hatten nichts anderes zu bieten als die Einladung zu einer Tasse Tee.

Eine Mutter beschwerte sich darüber, dass es ihren Kindern verboten worden sei, auf dem zur Schule gehörenden Spielplatz zu spielen. Der Beamte konnte nur sagen, das sei leider notwendig, und ihre Fragen ausweichend beantworten. Aber er zeigte mir den Grund für das Verbot. Auf dem Spielplatz hinter der Schule gähnte ein Bombenkrater. Das Schulgebäude war in Wirklichkeit eine überfüllte, gefährliche Ruine. Die Bomben, von denen diese Menschen obdachlos geworden waren, hatten auch die von den Behörden als ‚Erholungszentrum‘ für sie bestimmte Schule getroffen. Zu beachten ist dabei, dass die Schule zum gleichen Zeitpunkt wie ‚The Guv'nors‘ Kirche bombardiert worden war. Das gleiche galt für die Pfarrkirche, die als ‚The Cathedral of East London‘ bekannt war, weil sie von den Armen für kirchliche Trauungen bevorzugt wurde. Ebenfalls getroffen worden waren in gerader Linie mit ihr liegende Strassen und Gebäude. Und dann wusste ich an diesem Sonntagnachmittag, dass die Bomber bei Einbruch der Dunkelheit zurückkommen würden – das war so sicher wie das Amen in der Kirche – und dass die Schule bombardiert werden würde.

Das war keine Vorahnung, sondern eine vorausberechenbare Gewissheit. Diese Unglücklichen hatten mir geschildert, wie die Bomber über die Hafenanlagen geflogen und ihre Bomben geworfen hatten – eins, zwei, drei, vier, dann eine Pause, während die Maschinen eine enge Kurve flogen, und zuletzt die unerbittliche fünfte Bombe in die gleiche Ecke.

Alle diese Hunderte von Menschen verbrachten eine weitere Nacht in der Schule, die ihnen keinen Schutz bieten konnte. Einige wurden – zu ihrem Glück – in eine andere Schule umquartiert, die nur eine Strassenbreite von der ersten entfernt war. Dadurch sollte Raum für die neue Flut der durch die Angriffe am Sonntagabend obdachlos gewordenen geschaffen werden. In dieser weiteren Nacht voller Bombenterror, die für manche der in der Schule untergebrachten Ausgebombten bereits die vierte Nacht war, wurde das überfüllte Gebäude von einer unvermeidlichen Bombe getroffen.

Am nächsten Morgen sah ich den Krater. Ich sah Rettungsmannschaften, die mit Seilen gesichert in ihn hinunterkletterten, und beobachtete, wie sie ab und zu in schmerzlicher Stille nach Lauten Überlebender horchten. Ich sah das Grab ganzer Familien vieler meiner ‚Dead End Kids‘. Unterdessen, zwei Tage nach der vorgesehenen Abfahrt der Busse, bestiegen die Überlebenden – hauptsächlich aus der zweiten Schule – bereitstehende Busse. Sie drängelten sich um Plätze, wie Fahrgäste im Berufsverkehr in öffentliche Verkehrsmittel drängen. Ich sprach mit den Männern, mit Familienvätern, die am Sonntag geschimpft hatten. Jetzt waren sie vor Entsetzen sprachlos und wie gelähmt. Sie waren durch eine Strassenbreite gerettet worden.

Wie Ermittlungen ergaben, waren die Busse tatsächlich für Sonntag bestellt gewesen. Die Fahrer hatten sich vor dem Pub ‚The George‘ in einem benachbarten Stadtviertel treffen sollen. Der Führer der Buskolonne hatte sich eingebildet, diesen Pub zu kennen. Er kannte auch einen, der ‚The George‘ hiess, aber in einem anderen Stadtteil lag. Deshalb waren die Busse unverrichteter Dinge weggefahren. Am nächsten Tag hatten sie vor der Schule gestanden, aber als die Ausgebombten einsteigen wollten, heulten die Sirenen. Die örtlich Zuständigen beschlossen, die Evakuierung auf den nächsten Tag zu verschieben. Am nächsten Tag war es dafür zu spät.

Diese Tragödie war eine der ersten und grimmigsten Lektionen, die London zu lernen hatte. Etwa 450 Ausgebombte kamen in diesem Schulgebäude um – eine Zahl, die denen gering erscheinen wird, die sich an den Verlustziffern von Passchendale oder der Somme orientieren. Das Grausige daran war, dass diese Tragödie so unnötig gewesen war.»

West Ham blieb als verwüstete, verzweifelnde Trümmerlandschaft zurück.

Es war nicht leicht, etwas für die verbitterten Einwohner zu tun, die jetzt grundlos selbst gegen Massnahmen rebellierten, die lediglich ihrer eigenen Sicherheit und Bequemlichkeit dienen sollten. Ihre Einstellung wird in dem Kapitel über Schutzräume weiter verdeutlicht. Für Aussenstehende war es äusserst schwierig, Hilfe zu leisten, selbst wenn es ihnen gelang, die unsinnigen Hindernisse zu überwinden, die der West Ham Council errichtet hatte. Aber trotz aller Gerüchte kam es zu keiner grösseren als der hier geschilderten Panik. Es gab Erbitterung, Zorn und vielleicht sogar Verzweiflung. Aber wie es vor Beginn der deutschen Luftan-

griffe in West Ham keine Führungspersönlichkeiten gab, die Schutzmassnahmen hätten organisieren können – später wurde der Reverend W.W. Paton durch die Umstände dazu gezwungen, die Dinge in die Hand zu nehmen –, gab es niemand, der dieses Gefühl, elend im Stich gelassen worden zu sein, in den Massenaufstand umsetzen konnte, den Hitler sich als Folge der deutschen Luftangriffe erhofft hatte.

Der Nachtangriff war von etwa 250 Bombern der Luftflotten 2 und 3 durchgeführt worden, die East London mit rund 330 Tonnen Sprengbomben und 440 Brandbomben-Behältern belegt hatten. Obwohl die Stadtteile in Themse-nähe am meisten litten, wurde fast ganz London getroffen. Die Bahnhöfe Victoria Station und London Bridge wurden so stark beschädigt, dass sie einige Tage lang geschlossen bleiben mussten.

In der amtlichen Meldung über den Angriff hiess es: «Bei Industriezielen wurden Brände hervorgerufen. Die Stromversorgung und andere Versorgungseinrichtungen wurden beschädigt, der Verkehr war teilweise behindert. Auch gegen die Hafenanlagen richteten sich Angriffe. Informationen über Verluste liegen noch nicht vor.»

Die Londoner hatten unterdessen gelernt, solche eigenartig lakonischen und nüchternen amtlichen Mitteilungen richtig zu deuten. Jedermann erkannte sofort, dass ein sehr schwerer, verlustreicher Angriff stattgefunden hatte. Von 17 Uhr am 7. September bis 3 Uhr am nächsten Morgen waren den deutschen Bombern etwa 1'000 Londoner zum Opfer gefallen – über fünf Prozent der Gesamtverluste, die London während der deutschen Luftangriffe erlitt. Bei diesem Nachtangriff war kein feindliches Flugzeug abgeschossen worden.

An diesem Abend hielt Göring eine Rundfunkansprache, während seine Bomber erneut zum Angriff auf London starteten, in der er unter Drohungen, Prahlereien und Versprechungen von einem historischen Augenblick sprach, in dem die deutsche Luftwaffe erstmals direkt ins Herz des Feindes vorstosse.

Aber wenn London das Herz Grossbritanniens ist – und damals vielleicht das Herz der gesamten westlichen Zivilisation war –, wo befindet sich dann Londons Herz? Die Hafenanlagen waren durch Grossbrände beschädigt, aber diese Schäden bewirkten keine allzu grossen Störungen im Betriebsablauf. Und konnten sie überhaupt als Londons Herz bezeichnet werden? Oder befindet es sich vielleicht in Whitehall, in der St.-Pauls-Kathedrale, am Piccadilly Circus, an der Elephant & Castle-Station, im Buckingham-Palast, in der Oxford Street oder im Unterhaus? Alle diese Ziele wurden in den folgenden Wochen getroffen, aber Londons Herz, das zwar in dieser ersten Nacht für einen Schlag auszusetzen schien, pumpte das Blut der Entschlossenheit durch die Arterien Grossbritanniens und der freien Welt.

Görings Vergleich war falsch. Er hatte nicht das Herz dieser grossen grauen Stadt getroffen, die formlos wie ein Wal zu beiden Seiten ihres Flusses liegt, sondern nur ihre Haut geritzt. Seine Pfeile hatten wehgetan. Der Dickhäuter war zusammengezuckt. Aber was hatten die Angreifer erreicht? Ein zeretztes Kind in Bermondsey, einen Holzbrand in Poplar, eine Fliegenplage in West Ham, eine brennende Leuchtgasleitung in Chelsea. Selbst wenn man das alles ver-tausendfacht, ergibt sich noch keine schwere Verwundung – ganz zu schweigen von einer tödlichen Wunde – für eine Stadt von der Grösse Londons. Aber es war eine Wunde.

Der Morgen danach

Der nächste Tag, Sonntag, der 8. September 1940, war bereits zum nationalen Gebetstag ausgerufen worden. Er war jedoch auch ein Tag höchster Spannung, unzähliger Gerüchte und hektischer Betriebsamkeit. Da am Abend zuvor das Losungswort «Cromwell» ausgegeben worden war, glaubten viele Engländer, die Invasion habe tatsächlich begonnen. In einigen der östlichen Grafschaften sperrten Soldaten die Strassen, und die Heimwehr gab Alarm, indem sie die Kirchenglocken läutete.

Bald wurden überall Geschichten von auf der Insel Wight angeschwemmten toten deutschen Soldaten, der Verwandlung des Meeres in ein Flammenmeer durch die RAF oder eine grosse Seeschlacht in der Strasse von Dover erzählt. Als Gesprächsthema auf Landstrassen, auf dem Heimweg vom Morgengottesdienst, machte die Invasion, die nicht stattgefunden hatte, den deutschen Luftangriffen, die stattgefunden hatten, heftig Konkurrenz. Die durch keine Tatsachen behinderte menschliche Phantasie kann die Wirklichkeit stets bei weitem überbieten.

Auch in London – zumindest ausserhalb der betroffenen Stadtbezirke – blühten die Gerüchte. Den zuständigen Stellen ging es natürlich darum, Schaulustige und andere Neugierige aus dem Hafengebiet fernzuhalten; es wurde sofort von der Polizei abgesperrt, während Feuerwehren weiter die Grossbrände bekämpften, die bei Einbruch der Dunkelheit

alle unter Kontrolle waren, und die Zivilschutzdienste sich bemühten, Ordnung in das erste, monumentale Chaos zu bringen. Obwohl in London die Sonne schien, hing über der französischen Küste zum Glück eine tiefe geschlossene Wolkendecke. Diese Tatsache sowie das Ruhebedürfnis der deutschen Bomberbesatzungen und die Notwendigkeit, die Maschinen zu warten, waren vermutlich dafür verantwortlich, dass an diesem Sonntag kein Tagesangriff auf London geflogen wurde, obwohl eine Anzahl feindlicher Bomber Ziele in Südengland angriff.

Im Laufe des Tages wurde klar, dass die Hafenanlage trotz der schweren Schäden in Lagerhäusern und Wohnstrassen nicht vernichtend getroffen worden waren. Deutsche Zeitungen verkündeten hoffnungsvoll, London sei kein Seehafen mehr. Daran war kein Wort wahr. Auch in den kommenden Wochen blieb London der grösste und geschäftigste Hafen der Welt. Die deutschen Bombenangriffe hatten riesige Holzlager und Lagerhäuser im Hafengebiet in Brand gesetzt; trotzdem wären viel stärkere Angriffe erforderlich gewesen, um die Hafeneinrichtungen selbst ausser Gefecht zu setzen. Und die grosse Mehrzahl aller Hafenbecken blieb ständig offen und betriebsbereit.

Wenn der Hafen weiterhin funktionieren sollte, musste es Hafenarbeiter zum Be- und Entladen der Schiffe geben. Und diese Hafenarbeiter mussten ihrerseits irgendwo leben können. Die Sachschäden stellten die zuständigen Stellen vor die zunächst grössten Schwierigkeiten, sobald die Brände gelöscht waren. Die Verantwortlichen hatten natürlich vor ausgesehen, dass zahlreiche Wohngebäude durch feindliche Bomben zerstört werden würden, aber sie hatten zugleich die Zahl der Getöteten und Schwerverletzten, die in

Krankenhäuser eingeliefert werden würden, ganz gewaltig überschätzt.

Da sie diese beiden Schätzungen offenbar mehr oder weniger gleichgesetzt hatten, waren sie zu dem Schluss gelangt, die nach den Luftangriffen noch stehenden würden zur Unterbringung der Überlebenden ausreichen. Natürlich war man sich darüber im Klaren, dass die notwendigen Umsetzungen nicht ganz selbständig ablaufen würden, aber für diesen Fall waren nur sehr provisorische Vorkehrungen getroffen worden.

Das Problem der Betreuung von Ausgebombten wurde in erster Linie den Selbstverwaltungsorganen der Stadtbezirke übertragen, die damit ihre Fürsorgeämter beauftragten. Die Richtlinien bestimmten, dass Verpflegungsstationen und vorläufige Unterkünfte für die Ausgebombten zu schaffen seien. Die zuständigen Stellen durften jedoch keine Gebäude für diesen Zweck beschlagnahmen. Sie sollten lediglich die obdachlos gewordenen Bombenopfer ihrer jeweiligen Bezirke versorgen müssen, wurden nicht dazu ermutigt, sich längere Zeit um sie zu kümmern, und erhielten vom Staat praktisch keine finanzielle oder sonstige Unterstützung zur Durchführung dieser Aufgaben. Die Versorgung mit Material wie Lebensmittel, Decken, Geschirr und so weiter war entweder unzulänglich oder nichtexistent. Die dieser scheinbar hartherzigen Politik oder diesem Fehlen einer Politik zugrundeliegende Theorie basierte auf der allgemein vorherrschenden falschen Auffassung vom wahrscheinlichen Ablauf feindlicher Luftangriffe.

Nach den schweren, kurzen, wahrscheinlich tagsüber stattfindenden Angriffen würden die Ausgebombten hoffentlich – nach einem kurzen Aufenthalt in einem Erho-

lungszentrum, in dem sie eine Tasse Tee, notfalls neue Ausweise und möglicherweise eine sehr geringe finanzielle Unterstützung erhalten würden – in ihre beschädigten Häuser zurückkehren, um sie instandzusetzen, oder bei Freunden oder Verwandten unterschlüpfen. In einem Rundschreiben der Regierung hiess es, «ein geringer Bodensatz» werde möglicherweise von öffentlichen Stellen untergebracht werden müssen. Andererseits glaubte man, diese Leute würden sich nur wenige Stunden lang in den Erholungszentren aufhalten. Deshalb erschien es überflüssig, diese Zentren behaglich, hygienisch oder besonders sicher zu machen. Tatsächlich hielt man es für angebracht, solche Verbesserungen zu vermeiden, da sie in Ausgebombten den Wunsch wecken konnten, in nicht für diesen Zweck vorgesehenen Unterkünften zu bleiben. Das führte natürlich dazu, dass die durch die ersten Angriffe obdachlos Gewordenen in Schulen wie in der Keeton's Road oder der im vorigen Kapitel geschilderten in West Ham untergebracht wurden.

Das Problem der freiwilligen Evakuierung erwies sich angesichts der staatlichen Richtlinien für die Stadtbezirke und des durch die fehlgeschlagene Evakuierungsaktion des Jahres 1939 geschaffenen psychologischen Klimas als noch schwieriger zu lösen. Obdachlose, unter Schockwirkung stehende und mittellose Bürger flüchteten aus den bombardierten Stadtgemeinden – aber anderswo war niemand für sie zuständig. Die Fürsorgeämter, die ihrem Wesen nach nicht grosszügig waren, konnten ihre ohnehin unzulänglichen Lebensmittel- und Bekleidungsprovianten nicht an Fremde ausgeben, wenn damit zu rechnen war, dass die eigene Bevölkerung vielleicht schon innerhalb von Tagen oder nur Stunden in eine ähnliche Notlage geraten würde.



Flak im Einsatz

London steht nach dem ersten Angriff in Flammen





Eine Dornier 17 über der Themse beim ersten Angriff



Ein Bombenopfer wird geborgen

Der Kampf der Feuerwehrleute gegen die Flammen ist aussichtslos





Die Detonationen sind so heftig, dass sie sogar einen typischen Londoner Doppeldecker-Bus umwerfen

Als ob nichts geschehen wäre, geht der Strassenhandel weiter



Dieses Problem der Obdachlosen, der Ausgebombten, sollte in den kommenden Wochen und Monaten grosse Teile Londons und viele der umliegenden Grossstädte beschäftigen. Am akutesten war es jedoch gleich zu Anfang: am 8. September und in den folgenden drei Wochen in den East-End-Bezirken an der Themse.

Was sollte mit den Ausgebombten geschehen? Ein Teil von ihnen flüchtete – mit irgendwelchen Fahrzeugen oder sogar zu Fuss – vor den Schrecken der nächsten Nacht.

Fünftausend Londoner sollen allnächtlich in den Epping Forest gezogen sein, wo sie unter freiem Himmel schliefen und bedauerlicherweise von den glücklichen Einwohnern der angrenzenden «besseren» Wohnviertel gelegentlich wie Verbrecher behandelt wurden. Viele verbrachten die Nacht auf Hampstead Heath oder im Greenwich Park. Andere wichen noch weiter aus. Fast zwei Monate lang lebten mehrere hundert «ungemeldete Evakuierte» im Majestic Cinema, einem Filmtheater in Oxford, wo sie zwischen den Kinositzen assen, schliefen und sich zur Empörung der Bürger dieser alten und nicht bombardierten Universitätsstadt sogar liebten. Ein Besucher eines dieser Konos – vielleicht sogar des gleichen – schilderte es in einem damals verfassten Augenzeugenbericht :

«Ich verbrachte die Nacht im Kino. Der Innenraum wird von sechs grossen Lampen erhellt. Vier davon werden um 23 Uhr ausgeschaltet, die beiden anderen brennen die ganze Nacht hindurch. Feuerwehrmänner und Krankenschwestern machen nachts Kontrollgänge durchs Kino. Die Krankenschwestern decken Kinder zu, holen Wasser und Milch und so weiter. Jede Familie beansprucht ein kleines Stück Boden als ihr eigenes Reich. Manche sind im Orchestergra-

ben, wo ihnen der zugezogene Vorhang eine Art Privatsphäre bietet. Aber die meisten schlafen in den Gängen und zwischen den Sitzreihen. Insgesamt halten sich etwa 800 Personen in diesem Filmtheater auf. Alle haben Decken und Strohsäcke. Sie breiten sie irgendwo aus und legen ihre Habe (meistens Kleidungsstücke zum Wechseln) auf die nächsten Kinossessel. Wenn es Zeit zum Schlafengehen ist, ziehen die Männer ihre Jacken und die Frauen ihre Kittelschürzen aus und legen sich hin. Auf den Gängen herrscht ziemliches Gedränge; die Menschen liegen dort dicht an dicht. Zwischen den Sitzreihen kann jede Person etwa zehn Sitze für sich beanspruchen. Hier und dort steht ein Säugling in seinem Kinderwagen. Nachts ist ausser dem Weinen der Kleinkinder kein Geräusch zu hören. Fast jede Mutter hat einen Säugling, und sobald einer zu schreien anfängt, stimmen drei oder vier andere ein. Es ist gänzlich unmöglich, länger als zehn Minuten ungestört zu schlafen.»

Aber eine Dame namens Lady Patricia Ward, die in einer überregionalen Zeitung schrieb, scheint beim Besuch dieses Kinos eine andersfarbene Brille getragen zu haben:

«Die East-End-Bewohner waren begeistert. Sie richteten sich jeden Abend auf Teppichen und Kissen und Decken in den Gängen ein. Tagsüber sassen sie in den Klappsesseln und schickten ihre Kinder auf die nicht mehr benützte Eisfläche im Hintergrund der Bühne zum Spielen ... und war dies nicht ein hübscher, freundlicher Raum, fast wie ein Palast? Das erzählten sie einander.»

Man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, was manche dieser Unglücklichen einander erzählt haben dürften, falls ihnen Lady Patricias Artikel zufällig unter die Augen gekommen sein sollte.

Zehntausende dieser leidgeprüften Flüchtlinge waren auf dem Land unterwegs. Am 14. September war aus einigen der schwer bombardierten Stadtgemeinden fast ein Viertel der Einwohnerschaft verschwunden. Auf dem Land waren unzulängliche oder gar keine Vorbereitungen für die Aufnahme getroffen. Ein Landerholungsheim begrüßte die Ausgebombten mit einem grossen Anschlag, auf dem zu lesen stand: «Hinter jedem sozialen Problem zeigt sich das heimliche Wirken des Alkohols.»

Die Preistreiberei blühte. Für ein Sommerhaus in den Cotswolds wurden 16 Guineen Wochenmiete verlangt und gezahlt, ein Zimmerchen in Herfordshire kostete 18 Shilling pro Woche, und für ein miserables Abendessen in einem Hotel im West Country waren achteinhalb Shilling zu bezahlen – zu einem Zeitpunkt, als die Kaufkraft des englischen Pfundes noch um ein Mehrfaches höher lag als heute.

Erst am 18. September 1940 unternahm das Gesundheitsministerium erste Schritte, um die entstandenen Missstände zu beseitigen und diese neue Evakuierungs- oder Fluchtbewegung in geordnete Bahnen zu lenken. Am 24. September erging eine Verordnung, nach der Mütter mit schulpflichtigen Kindern, die in den acht am schwersten betroffenen Stadtbezirken wohnten, auf Staatskosten evakuiert werden konnten; am 7. Oktober wurde ihr Geltungsbereich auf das gesamte County of London ausgedehnt. Aber am 1. November hielten sich noch immer über 250'000 Kinder in der englischen Hauptstadt auf.

Gleichzeitig war versucht worden, die Ausgebombten anderswo innerhalb Londons unterzubringen. Beispielsweise sorgte der Stadtsyndikus von Stepney am 9. September aus eigenem Antrieb dafür, dass etwa 1'000 Menschen aus Wap-

ping mit einem Flussdampfer nach Richmond und in andere stromaufwärts liegende Gemeinden, die sich bereit erklärt hatten, sie unterzubringen, evakuiert wurden.

Am 11. September versprach Malcolm Macdonald, der Gesundheitsminister, am nächsten Tag würden Busse nach Silvertown geschickt werden, mit denen alle – ob ausgebombt oder nicht –, die dieses verwüstete Gebiet verlassen wollten, evakuiert werden würden. Tatsächlich nahmen nur 2'900 Personen aus dem Kreis der ursprünglich etwa 14'000 Einwohner dieses Angebot an, obwohl versichert worden war, dass es nicht wiederholt werde.

Unterkünfte im West End waren bei den Ausgebombten nicht sonderlich beliebt. Die Evakuierten hatten den Verdacht, sie würden als Parias behandelt werden – was gelegentlich tatsächlich der Fall war. Beispielsweise war eine ausgebombte Familie aus Whitechapel in die Villa einer reichen Familie in Belgravia eingewiesen worden. Die Reichen brachten die Armen in den Dienstbotenzimmern unter – im Dachgeschoss, wo sie den Bombern am nächsten waren – und weigerten sich, sie in den Keller zu lassen, in dem sie selbst schliefen. Die Evakuierten zogen es schliesslich vor, nach Whitechapel zurückzukehren.

Solche Grausamkeit war zweifellos eine Ausnahme, aber Geschichten dieser Art machen rasch die Runde. Im East End verbreiteten sie sich wie Lauffeuer, und sobald die noch dort lebenden Einwohner die ihrer Ansicht nach schlimmsten Luftangriffe überstanden hatten, neigten sie grösstenteils dazu, wenn irgend möglich in ihren von Bomben beschädigten Häusern zu bleiben, auch wenn das ein Leben zwischen Trümmern bedeutete. Aber wo sollten sie schlafen, essen und sich waschen?

Obdachlos waren nicht nur die Ausgebombten, sondern auch alle Londoner, die ihre Häuser oder Wohnungen verlassen mussten, weil in ihrer Nähe ein Bombenblindgänger lag.

Ursprünglich war angeordnet worden, sämtliche Gebäude in 500 Meter Umkreis um einen Blindgänger müssten augenblicklich geräumt und alle Strassen innerhalb dieses Gebiets gesperrt werden. Das erwies sich als praktisch nicht zu verwirklichende Massnahme. Einige hundert geschickt verteilte Bombenblindgänger hätten die ganze Londoner Innenstadt lahmlegen können, und bis Ende November warteten allein im Luftschutzgebiet London nicht weniger als 3'000 dieser unangenehmen Objekte auf ihre Entschärfung. Obwohl die Sicherheitsabstände verringert wurden, beharrten die staatlichen Stellen auf ihrer Politik, alle Blindgänger als Zeitzündler bomben zu deklarieren. Aus rein militärischer Sicht wäre es zweifellos zweckmässiger gewesen, sie alle als Blindgänger zu betrachten, wenn sie nicht gerade hörbar tickten, und die bestimmt sehr seltenen Detonationen zu riskieren. Die Zeit- und Arbeitersparnis durch wegfallende Evakuierungen und Verkehrsumleitungen wäre gewaltig gewesen. Andererseits hätte die Bevölkerung sich dann darüber beklagen können, dass sie nicht ausreichend geschützt werde.

Jedenfalls trugen die von staatlicher Seite für nötig gehaltenen Sicherheitsvorkehrungen entscheidend mit dazu bei, die Zahl der Obdachlosen zu erhöhen. Da die wegen Bombenblindgängern Evakuierten damit rechneten, bald in ihre Häuser und Wohnungen zurückkehren zu können, hatten sie verständlicherweise nicht viel Interesse daran, eine auch nur vorläufige andere Bleibe zu finden. Und da sie ihre

Wohnungen oft binnen kürzester Zeit räumen oder gar nicht mehr betreten durften, wenn sie von der Arbeit oder nach einer Nacht im Luftschutzkeller zurückkamen, trafen sie oft so bedürftig wie die wirklich Ausgebombten in den Erholungszentren ein. Und da die Bombenräumkommandos bei weitem überlastet waren, fielen die zeitweise Evakuierten den öffentlichen Unterstützungseinrichtungen oft tagelang zur Last. Diese Tatsache trug entscheidend zur ständigen Überfüllung der Erholungszentren bei.

In seinem amtlichen Geschichtswerk *Problems of Social Policy* hat Professor Titmuss sich ausführlich über die anfangs in diesen Zentren herrschenden Verhältnisse geäußert.

Die Erholungszentren wurden im Allgemeinen in Schulen eingerichtet. Die für Kinder wie Erwachsene übliche Ernährung bestand aus Brot, Margarine, Büchsenfleisch oder Corned beef und gelegentlich einem Teller Büchsenuppe. Häufig gab es weder Geschirr noch Bestecke.

Am 12. September besass ein Zentrum dieser Art in Bethnal Green zwei Löffel und ein stumpfes Messer. In einem anderen Zentrum konnten die Suppendosen nicht aufgemacht werden, weil kein Büchsenöffner vorhanden war. Es gab meistens ein paar Wolldecken, aber im Allgemeinen kein weiteres Bettzeug – und keine Betten – für die Ausgebombten, die bei ihrer Ankunft oft nur Schlafanzüge oder Nachthemden an hatten. Manchmal gab es nicht einmal genug Stühle. In einem der vorigen Kapitel hat Dr. Morton den alles bedeckenden Schmutz beschrieben, der von den Bomben aufgewirbelt wurde. Die Ausgebombten waren fast immer äusserst schmutzig, aber in den meisten Erholungszentren gab es nur unzulängliche oder gar keine Waschgelegenheiten. Mit den Toiletten sah es kaum besser aus. In

manchen der Zentren herrschten bald unbeschreibliche Zustände.

Einen besonders schlimmen Fall schilderte eine Rotkreuzhelferin in einem Bericht, den sie damals an Lord Horder schickte, der ihn ans Gesundheitsministerium weiterleitete. Es handelte sich um eine Grundschule in Stepney, in der sich in jeder Septembernacht zwei- bis dreihundert Ausgebombte sammelten, die auf Wolldecken, Matratzen und Kleiderbündeln lagen. Sie hatten zehn Eimer und Kohlen-schütter als Latrinenkübel.

«Bis Mitternacht laufen diese ... Behälter über, so dass im weiteren Verlauf der Nacht immer mehr Exkreme auf den Fussboden gelangen. Der Platz ist räumlich beengt, so dass jeder Hereinkommende unweigerlich in die Exkreme tritt und sie an seinen Schuhen durchs ganze Gebäude trägt ... Die Behälter werden nicht vor acht Uhr morgens geleert. Bei Tagesanbruch ist der Gestank aber das überlasse ich Ihrer Vorstellungskraft.» Diesen Menschen standen sieben Waschbecken zur Verfügung, aber sie hatten weder Seife noch Handtücher.

Eine weitere Sozialarbeiterin, die ebenfalls von Professor Titmuss zitiert wurde, schrieb Folgendes:

«Das Bild, das die Erholungszentren in diesen ersten Tagen boten, ist unvergesslich. Undeutlich erkennbare Gestalten bei völliger Dunkelheit in mutlosen Haufen auf schmutzigen Fussböden; überanstrengte, geschäftige, aber verbissene fröhliche Helferinnen, die endlose Corned-beef-Sandwiches und Tee ausgeben – das vom London County Council verordnete Allheilmittel gegen Hunger, Schock, Trauer, Elend und Krankheit... Ungekämmte, ungenügend bekleidete Menschen, die zwischen ihrem von Bomben getroffene-

nen Haus und dem Erholungszentrum unterwegs sind, um irgendwelche Kleinigkeiten zu retten oder zu versuchen, mit der zerrissenen Familie Verbindung zu halten... Ein Geistlicher erschien und streifte ziellos durch die Räume, und irgend jemand spielte auf dem Klavier.»

Freiwillige Sozialarbeiter erschienen bald, um zu helfen, wo sie konnten, und leisteten wertvolle Hilfe. Verschiedene Wohlfahrtsorganisationen verteilten grosse Mengen Wolldecken, Kleidung und Lebensmittel, und die bewundernswürdigen Frauen, die geistigen Töchter Florence Nightingales, die stets dann aufkreuzen, um Ordnung ins Chaos zu bringen, wenn die zuständigen Männer nahe daran sind, verzweifelt aufzugeben, machten sich bald an die Arbeit.

Viele von ihnen waren keine ausgebildeten Sozialarbeiterinnen und dachten nicht daran, sich an die bürokratischen Methoden der überlasteten Fürsorgeämter zu halten. «Sie unternahmen Beutezüge in Schulküchen und nahmen Bestecke und Geschirr mit, sie kauften mit Hilfe einer Vielzahl von Wohltätigkeitsfonds Lebensmittel, sie .organisierten' Babywindeln und Kinderkleidung..., und zumindest eine von ihnen liess in ein vom städtischen Unterstützungsausschuss verwaltetes Zentrum Kohle bringen, die eigentlich dem dortigen Schulausschuss gehörte.»

In diesen ersten Tagen gab es in West Ham weder Kantinen, Feldküchen noch Gemeinschaftsküchen. In einem Erholungszentrum gab es für zahlreiche Menschen lediglich Sardinen, Hartkekse und Rollschinken. Der Besitzer einer Imbissstube, der passenderweise Cook hiess, kam zur Hilfe. Sein Laden war ausgebrannt, aber er sammelte ein paar alte Abflussrohre, dichtete sie mit Teig ab und setzte seinen Herd instand. Am nächsten Tag verkaufte er 2'700 Mahlzeiten,

die aus Selleriesuppe, Fleischpastete, Kartoffeln und Brot bestanden. Er verlangte vier Pence pro Mahlzeit und machte nicht nur die Hungrigen satt, sondern erzielte dabei sogar noch Gewinn.

In Islington lebte eine Frau in mittleren Jahren mit rotem Gesicht und lauter Stimme, die seit langem rote Rüben aus einem Schubkarren auf dem Markt verkaufte. Sie marschierte einfach ins Erholungszentrum Ritchie Street und übernahm dort das Kommando. Sie trieb Milch für die Kleinkinder auf, bereitete ihnen und ihren Müttern Schlafplätze und gab ihnen allen ein Pulver, dessen Zusammensetzung nicht überliefert ist. Es bewirkte jedoch, dass sie rasch einschliefen. Dann verteilte sie die restlichen Betten und Bänke an die ältesten und schwächsten Obdachlosen, und als der nächtliche Luftangriff einsetzte, schlief oder döste ihr gesamter, aus 103 Personen bestehender Haushalt.

Am nächsten Morgen organisierte sie das Waschen, badete die Säuglinge, kehrte die Fussböden und überwachte das Frühstück. Um 11 Uhr verschwand sie – wahrscheinlich um ihre roten Rüben zu verkaufen. Abends kam sie zurück. Professor Titmuss hat von ihr gesagt: «Sie machte ein Erholungszentrum zu einem sicheren, ordentlichen und anständigen Zufluchtsort für Hunderte von obdachlosen Menschen.»

Und nach einiger Zeit wurden natürlich auch staatliche Stellen und der London County Council tätig. Die schlimmste Zeit war Mitte und Ende September 1940, als die Belegung der Erholungszentren auf etwa 25'000 Personen anstieg. Danach ging diese Zahl zurück, die Einquartierung wurde richtig organisiert, und die inzwischen erheblich besser ausgestatteten und einigermaßen tüchtig geführten Zentren spielten wieder die ihnen eigentlich zuge dachte Rolle.

Die Ausgebombten und Bombengeschädigten lebten nicht mehr dort; sie suchten sie nur auf, um eine Mahlzeit, eine Waschgelegenheit, notfalls Kleidung und vor allem Ratschläge zu erhalten.

Aber am 8. September mussten die Ausgebombten und die wegen Bombenblindgängern aus ihren Häusern Evakuier-ten in vielen Fällen mit Zentren nach Art der oben geschilder-ten zufrieden sein.

Die englischen Abwehrmassnahmen gegen deutsche Nachtangriffe waren in der ersten Phase schwach und wenig wirksam. Damals gab es zwei aktive Verteidigungsmöglich-keiten: Nachtjäger und Flakgeschütze.

Die Flakartillerie war lange das Aschenbrödel des briti-schen Heeres gewesen. Nach dem Ersten Weltkrieg war die-se Waffengattung ganz aufgelöst worden, und im Jahre 1920 waren in England praktisch keine Flakgeschütze und Scheinwerfer vorhanden. Die Flakartillerie wurde neu auf-gestellt, aber sie erwies sich als praktisch wirkungslos. Bei gemeinsamen Übungen mit der RAF erzielten im Jahre 1926 Flakgeschütze, die aus festen Stellungen auf Ziele, die in idealer Schusshöhe mit bekannter Geschwindigkeit auf be-kannten Kursen flogen, schossen, bei 2935 Schüssen nur zwei Treffer. So kann es kaum überraschen, dass es in dem Bericht über dieses Fiasko hiess, die eigentliche Wirkung des Flakfeuers müsse «nach wie vor als hauptsächlich moralisch» betrachtet werden.

Erst im Jahre 1934 galt es wieder als denkbar, dass Flak-geschütze tatsächlich feindliche Flugzeuge abschiessen könnten. Aber als es in den dreissiger Jahren darum ging, das britische Heer neu auszurüsten, stand diese zweifelhafte Waffe auf der Dringlichkeitsliste sehr weit unten. Anfang

1938 gab es in ganz Grossbritannien 100 Flakgeschütze und 800 Scheinwerfer, obwohl allein für die Verteidigung Londons anerkanntermassen mindestens 216 Geschütze und 1'056 Scheinwerfer nötig waren. Im Oktober 1939 sprach General Pile, der vor einigen Monaten General Alan Brooke als Oberbefehlshaber der Flakartillerie abgelöst hatte, von der «schrecklichen Leistungsschwäche» seiner Truppe.

Allerdings fehlten nicht nur Geschütze und Flakscheinwerfer. Im ersten Kriegsjahr bekam die Flakartillerie immer nur die schlechtesten eingezogenen Rekruten zugewiesen. Von 25 Neuzugängen bei einer Batterie hatte einer einen verkümmerten Arm, einer war geistig behindert, ein weiterer hatte keine Daumen, einer hatte ein Glasauge, das immer herausfiel, wenn er im Laufschrift ans Geschütz rannte, und zwei liessen die offenkundigen Symptome einer fortgeschrittenen Geschlechtskrankheit erkennen.

Von 1'000 Rekruten, die der 31. Flakbrigade zugewiesen wurden, mussten 50 sofort entlassen werden; weitere 20 waren geistig behindert und 18 erreichten nicht einmal die Tauglichkeitsstufe B2. Unter den brauchbaren Rekruten befanden sich viele Soldate, die zu jung waren, um auf anderen Kriegsschauplätzen eingesetzt zu werden, und häufig zu anderen Artillerieeinheiten versetzt wurden, sobald sie älter und ausgebildet waren. Gleichzeitig musste die Flakartillerie erfahrene Offiziere und Unteroffiziere an die Britischen Expeditionstreitkräfte abgeben. Viele von ihnen kamen über Dünkirchen zurück – aber natürlich im Allgemeinen ohne ihre Geschütze.

Dies war der Augiasstall, den General Pile ausmisten musste. Als die deutschen Luftangriffe auf London einsetzen, waren in Grossbritannien rund 50 Prozent der schweren

und 33 Prozent der leichten Flakgeschütze vorhanden, die im Rahmen eines Vorkriegsprogramms für die englische Flakartillerie vorgesehen gewesen waren. Nach Piles Darstellung waren die meisten dieser Geschütze und die angewendeten Schiessverfahren «technisch völlig ungeeignet – ausser zur Bekämpfung der Bomber von vor zwanzig Jahren».

Das Flakfeuer wurde durch Horchgeräte und das ortsfeste Seitenrichtsystem geleitet. In London war vor dem Krieg ein kompliziertes und teures ortsfestes Seitenrichtsystem aufgebaut worden, als abzusehen gewesen war, dass eine lückenlose Radarüberwachung nicht mehr rechtzeitig sichergestellt werden konnte.

«Meldungen von in einem geometrischen Raster aufgestellten Horchgeräten wurden in einem zentralen Kontrollraum von einem komplizierten Kommandogerät ausgewertet, das dann die Schusskommandos an die Batterien weitergab. Aber dieses Verfahren basierte auf unserer alten Annahme, dass die feindlichen Flugzeuge auf geradem Kurs und mit gleichbleibender Höhe und Geschwindigkeit einfliegen würden, und da die Werte auf Horchbeobachtungen basierten (die entsprechend ungenau waren) und der umständliche Apparat trotz vieler Geschütze nur wenig Abwehrfeuer produzierte, versagte er jämmerlich.»

Dazu kam noch, dass die Flakbedienungen einfliegende Maschinen in den ersten Angriffstagen als feindliche Flugzeuge identifizieren mussten, weil auch englische Nachtjäger über London und in der Umgebung der Hauptstadt im Einsatz waren.

Das alles bewirkte, dass in den Nächten zum 8., 9. und 10. September 1940 in London nur sporadisches Flakfeuer zu

hören war – eine bedeutungslose Knallerei, die in Bombendetonationen und dem gleichmässigen Dröhnen der feindlichen Flugzeugmotoren beinahe unterging. Tatsächlich waren bei Beginn der deutschen Luftangriffe nur 92 schwere Flakgeschütze in Stellung, und die Bomber flogen im allgemeinen in Höhen oberhalb der grössten Schusshöhe der leichten englischen Flak. Die in Luftschutzräumen oder den elenden Erholungszentren zusammengedrängten Londoner hatten wieder das Gefühl, dass nichts zu ihrem Schutz unternommen werde. Bei diesen drei schweren Nachtangriffen wurden nur vier feindliche Maschinen abgeschossen – vier von über 600 Bombern, die London angegriffen hatten. In der Nacht zum 10. September hatten nicht nur die Londoner den Eindruck, die eigene Flakartillerie habe fast völlig versagt.

Wie General Pile berichtet, gelangte er in dieser Nacht «im Bett liegend zu der Einsicht, dass unser System nichts taugte. Ich wurde zugleich wütend und ängstlich und tat für den Rest der Nacht kein Auge zu, während ich überlegte, wie dem abzuhelpen sei.»

Am nächsten Tag berief er eine Besprechung ein und legte fest, dass beim nächsten Nachtangriff ohne Rücksicht auf frühere Theorien sämtliche vorhandenen Flakgeschütze auf die feindlichen Flugzeuge schiessen würden. Pile hatte seit zwei Tagen zusätzliche Geschütze vom Lande und aus Hafestädten zusammenholen lassen und verfügte jetzt über 199 Flakgeschütze.

Später am gleichen Tag beorderte er sämtliche Batteriechefs sowie alle Londoner Kommandeure von Flakbrigaden und -divisionen in die Signals Drill Hall an der Brompton Road, um ihnen seine Anweisungen zu geben. Beim näch-

sten Luftangriff sollte jedes Geschütz so viele Granaten wie möglich hinausjagen. Das Abwehrfeuer durfte unter keinen Umständen zurückgehalten werden. Die Geschütze sollten grob nach Höhe und Seite gerichtet und abgefeuert werden. Da über London keine RAF-Nachtjäger eingesetzt sein würden, sollte jedes Flugzeug ohne vorherigen Identifizierungsversuch sofort beschossen werden.

«Das neue Verfahren bedeutete in der Praxis», erläutert Pile, «dass wir unsere Zielrechengерäte, denen wir alle nur erhältlichen Informationen eingaben, dazu benützten, um den Gegner aus allen Geschützen, die bestimmte Ziele beschossen konnten, unter Feuer zu nehmen. Das Ganze war keineswegs eine Flaksperrе, obwohl ich glaube, dass diese Bezeichnung sich für immer halten wird.»

In der gleichen Nacht trat die Flaksperrе erstmals in Aktion, und ihr Brüllen war Musik in den Ohren der Londoner. Die Ergebnisse überraschten Pile, die Londoner und offenbar auch die deutschen Piloten, die im Laufe der Nacht höher als bisher flogen. Viele von ihnen warfen ihre Bomben über den südlichen und östlichen Londoner Vorstädten ab, wenn sie das Flakfeuer vor sich aufblitzen sahen, und gingen auf Heimatkurs.

Dieses neue Schiessverfahren war kaum wirkungsvoller als das zuvor geübte, und bis die Batteriestellungen mit Radargeräten ausgestattet wurden, schoss die englische Flak nur sehr wenige Nachtbomber ab. Aber ihre moralische Wirkung auf die Stimmung der englischen Zivilbevölkerung war unberechenbar gross. Obwohl feststeht, dass in diesen ersten Wochen mehr englische Zivilisten als deutsche Flieger durch Flakgranaten und Granatsplitter umkamen, übertönte das Donnern der Geschütze nicht nur einen Teil der von

den angreifenden Bombern erzeugten Geräusche, sondern gab den Londonern auch die Gewissheit, dass die eigenen Leute sich endlich einmal zur Wehr setzten. Sie sammelten rührenderweise sogar die tödlichen weissglühenden Granatsplitter, die den ganzen Winter lang klirrend und funkensprühend auf ihre Strassen fielen. Solche ausgeglühten Granatsplitter sind noch heute auf vielen Londoner Kaminsimsen zu sehen.

Was die Deutschen betraf, hielt allein die Tatsache, dass der Nachthimmel voller Sprengpunkte war, die Bomberbesatzungen davon ab, ihre Bomben genau ins Ziel zu bringen. Die sich daraus ergebende Streuung der Abwürfe lag natürlich durchaus im Interesse der Angegriffenen. Die Zivilschutzdienste einzelner Stadtgemeinden wurden nicht mehr durch konzentrierte Angriffe überfordert, und die Schäden waren geringer, weil sie weiter verteilt waren.

Die Fachleute, die vor 14 Jahren behauptet hatten, dem Flakfeuer komme hauptsächlich eine moralische Wirkung zu, erwiesen sich als erstaunlich gute Propheten – zumindest in Bezug auf die Nachtangriffe dieser ersten Wochen.

Andererseits gab es wie gewöhnlich einen liebenswerten Exzentriker, der dagegen Einwände erhob. Der Rat einer Vorstadtgemeinde beschwerte sich schriftlich darüber, dass die Vibrationen der Geschütze die Kloschüsseln in Sozialwohnungen zerspringen liessen, und verlangte eine Verlegung der Flaksperrre. Und ein Gentleman schrieb in einem Brief an General Pile: «Sehr geehrter Herr, als Londoner Bürger glaube ich, dass die Luftverteidigung Londons der grösste Skandal seit Nero ist... Ja, Sie verstehen nicht einmal die Bedeutung des Wortes Sperrre...»

Die Belastung für die Flakbedienungen war sehr gross. Viele von ihnen waren unerfahrene Rekruten, die in primitiven Unterständen hausten, die sie selbst neben ihren Batterien ausgehoben hatten – oft tief im Schlamm, oft halbvoll Wasser und halb durch den Luftdruck ihrer eigenen Geschütze und feindlicher Bomben zerstört. Eine Batterie traf 24 Stunden nach Erhalt ihres Marschbefehls aus den Midlands in London ein und eröffnete das Feuer eine knappe Dreiviertelstunde nach der Herstellung der Gefechtsbereitschaft. Die Flakbedienungen standen zehn Stunden lang an den Geschützen. Danach war Rohrreinigen angesetzt. Die Männer konnten eine halbe Stunde lang schlafen, bevor der Tagesangriff begann und sie wieder an die Geschütze mussten. So ging es acht Tage lang weiter, bis die Flakbedienungen aus Schlafmangel kaum noch imstande waren, die nötigen Handgriffe zu tun. Am neunten Tag wurden sie von Soldaten abgelöst, die lediglich eine Grundausbildung erhalten hatten.

Auch die Flakgeschütze litten unter diesem Dauereinsatz. Die Geschützrohre nützten sich ab, so dass Pile zweimal versuchte, das Feuer zu verringern. Aber Churchill merkte sofort, dass das nächtliche Donnern schwächer geworden war, und dieser für alle Regungen der Volksseele empfindliche Politiker wusste genau, was die Flaksperr für die Londoner bedeutete. Er rief sofort an, um zu fragen, warum nicht alle Geschütze eingesetzt würden. Sie schossen weiter, solange die konzentrierten deutschen Luftangriffe auf London andauerten, obwohl General Pile Ende Oktober 1940 schätzte, bei der gegenwärtigen Ausfallquote werde er in zwei Monaten keine 11,4-cm-Flak und in vier Monaten keine 9,4-cm-Flak mehr haben. Aber bis dahin wurde der deutsche Angriffsschwerpunkt bereits verlegt.

Nachtjäger waren in dieser ersten Zeit sogar noch erfolgloser als die Flakartillerie. Oberstleutnant John Cunningham sollte sich als der erfolgreichste englische Nachtjäger erweisen, der noch im gleichen Winter – meistens mit Major Rawnsley, seinem Navigator – über ein Dutzend feindlicher Bomben abschoss. Aber das kam alles später. Cunningham hat dem Verfasser die Enttäuschungen dieser ersten Wochen mit folgenden Worten geschildert:

«Die Periode von September bis November war am deprimierendsten für Nachtjäger. Damals waren unsere Staffeln hauptsächlich mit Blenheims ausgerüstet.» Am 7. September waren in Südengland und den Midlands fünf Staffeln Blenheims, eine Kette für die Nachtjagd ausgerüsteter Hurricanes und eine Kette Defiants stationiert. «Die Blenheims verfügten über ein sehr unzulängliches Radar. In den meisten Nächten hörten wir die Bomber über unsere Flugplätze hinwegdröhnen, bevor wir in unsere Maschinen stiegen, um zu starten. Aber bis wir die Motoren angelassen hatten und in der Luft waren, war der Gegner nur noch selten zu sehen. Das Radar funktionierte nicht gut genug, als dass wir damit Bomber hätten orten und abfangen können. In den sehr seltenen Fällen, in denen die Flakscheinwerfer ein feindliches Flugzeug beleuchteten, war man meistens zu weit entfernt oder nicht hoch genug, und bis man in Zielnähe gelangte, hatte der Scheinwerfer das Flugzeug verloren – oder es war aus dem Scheinwerferbereich herausgeflogen. So fühlte man sich schliesslich fast völlig hilflos. Aber im Oktober trafen die ersten Beaufighters in Staffelstärke ein ...»

Die Geschichte der radargesteuerten Nachtjagd soll in einem späteren Kapitel dieses Buches dargestellt werden.

In der Wartezeit bis zur Auslieferung der neuen Nachtjäger und vor allem der neuen Bordradargeräte und Bodeneinrichtungen, die ein Heranführen der Nachtjäger an feindliche Maschinen ermöglichen sollten, wurden zahlreiche Notlösungen erprobt – alle ohne Erfolg. Dazu gehörte die Verwendung einsitziger Tagjäger zur Nachtjagd. Das erwies sich als kostspielig, weil viele bei der Landung Bruch machten, und erfolglos, obwohl in den seltenen Vollmondnächten, in denen es bei leicht bewölktem Himmel fast taghell war, einige wenige Abschüsse erzielt wurden. Aber alle Tagjäger und ihre Piloten wurden zumindest in den ersten Wochen für die tagsüber statt findenden Abwehrkämpfe benötigt, so dass dieser Versuch bald wieder aufgegeben wurde. Auch andere Lösungen wurden versucht. Major Rawnsley hat in seinem Buch *Night Fighter* geschrieben:

«Die zuständigen Stellen versuchten es mit allen möglichen geistvollen und sogar phantastischen Mitteln, und viel Gedankenarbeit und Mühe wurden wegen eines Trugschlusses vergeudet. Wir wussten jetzt, woraus die Lösung bestand, aber wie konnten wir mit unseren bisherigen Leistungen erwarten, dass sie alles auf eine ungewisse und noch kaum erprobte Karte setzten?

Der Trugschluss lag in ihrer tiefsitzenden und verständlichen Überzeugung, unsere Misserfolge seien lediglich darauf zurückzuführen, dass wir nicht imstande seien, andere Flugzeuge in der Dunkelheit zu erkennen. Wir wussten natürlich, dass es in dieser Beziehung keine Schwierigkeiten geben würde, falls – und das war der springende Punkt – es gelang, uns in die richtige Position im Verhältnis zu dem von uns verfolgten Flugzeug zu bringen, so dass wir mit gleicher Geschwindigkeit in die gleiche Richtung flogen. Aber zuerst

mussten wir in die richtige Position gebracht werden, um unser eigenes Radar voll einsetzen zu können.

Aber andere Vorhaben wurden ins Gespräch gebracht, und wir wurden mit von Flugzeugen mitgeführten Suchscheinwerfern, in Gruppen abgeworfenen Leuchtbomben, an Fallschirmen hängenden Luftminenfeldern und anderen Dingen bedrängt, die unsere eigenen Jäger gefährdet hätten. Manche dieser Vorschläge klangen in der Theorie ganz gut, aber die Schwierigkeiten bei ihrer Verwirklichung erwiesen sich als zu gross. Und sie gingen fast alle am eigentlichen Kernpunkt vorbei: Wie kann der Jäger in Angriffsposition gebracht werden?

Von einem noch sehr jungen Piloten, der einen seiner ersten Nachtjagdeinsätze flog, wurde erzählt, er habe plötzlich in gleicher Höhe mit sich den waagerechten Strahl eines von einem Flugzeug mitgeführten Suchscheinwerfers gesehen, ohne zu wissen, worum es sich dabei handelte. Er verlor sofort alles Vertrauen zu den Anzeigen seiner Instrumente und drückte seine Maschine in einen senkrechten Sturzflug, bis sie sich in die Erde bohrte!

Eine Quelle ständiger Heiterkeit für uns waren die Leserbriefspalten der Boulevardpresse. In ihnen lasen wir von Leuten, die Flakgeschütze auf Ballonen aufstellen wollten; andere schlugen vor, Bomber sollten über die Angreifer hinwegfliegen und Sand in ihre Motoren streuen. Ein Leser machte sogar den Vorschlag, hundert ausgemusterte Flugzeuge mit einem dreihundert Meter weit herabhängenden Stahlseil auszurüsten und in Kiellinie den Kurs der Angreifer kreuzen zu lassen.

Zum Glück für uns alle liessen die Befürworter des mit Radar ausgerüsteten Nachtjägers sich nicht irremachen.»

Die Nachtjäger genossen damals nicht das gewaltige Ansehen und die Beliebtheit, die Spitfire- und Hurricane-Piloten sich in der Luftschlacht über England erworben hatten und die sie selbst in den kommenden Monaten erringen sollten. Major Rawnsley hat dem Verfasser folgende Anekdote aus der damaligen Zeit erzählt:

«Damals in der Anfangszeit waren wir nicht sehr stolz auf unsere Leistungen, fürchte ich. Wir hatten das Gefühl, nicht genügend zu tun und die Bevölkerung im Stich zu lassen. Und die meisten von uns waren Londoner. Wenn wir gelegentlich zwei Tage Urlaub hatten, waren wir immer froh, wieder in die verhältnismässige Sicherheit des Flugplatzes zurückzukommen. Ich erinnere mich an einen unserer Bordschützen, der im Urlaub in seinen alten Pub ging. Wegen seiner Luftwaffenuniform wurde er freigehalten, bis er unklugerweise verriet, dass er nicht zu den Bombern, sondern zu den Nachtjägern gehörte. Daraufhin bekam er sofort zu hören: ‚Ach, bei denen bist du also? Und wo bist du in der Nacht zum Sonntag gewesen, als die dort drüben das Loch in der Strasse hinterlassen haben?‘»

Der Tag – oder vielmehr die Nacht – des radargeführten Beaufighters sollte später kommen.

Der letzte grosse Tagesangriff auf London folgte am 18. September und kennzeichnete das Ende der ersten Phase der deutschen Luftangriffe. Das Londoner East End hatte das Schlimmste überstanden. Unterdessen beschränkten die Nachtangriffe sich nicht mehr auf die Hafenanlagen und das East End, und Hitler hatte, obwohl das natürlich niemand wusste, das Unternehmen «Seelöwe» zunächst bis zum Frühjahr 1941 verschoben. In Zukunft sollten die Bombenangriffe fast ausschliesslich nachts durchgeführt und mit

der ausdrücklichen Absicht auf ganz London ausgeweitet werden, die Hauptstadt des Britischen Weltreichs zu zerstören und soviel Elend und Verzweiflung zu verursachen, dass die Bevölkerung ihre Regierung zwingen würde, um Frieden zu bitten.

In dieser Phase ereigneten sich zwei berühmte Vorfälle, die beide anderswo sehr eingehend geschildert worden sind. Bei einem ging es um den Bombenblindgänger, der sich am 12. September in der Nähe des Südwestturmes unter der St.-Pauls-Kathedrale in die Erde grub. Er wurde nach langer mühsamer Arbeit am 15. September von Leutnant Davies von den Königlichen Pionieren entschärft, der dafür mit dem Georgskreuz ausgezeichnet wurde. Einzelheiten schildert Dr. Matthews, der Dekan der St.-Pauls-Kathedrale, in seinem Buch *St. Paul's Cathedral in Wartime*.

Bei dem anderen handelte es sich um die absichtliche Bombardierung des Buckingham-Palastes am späten Vormittag des 13. September. König Georg VI. und Königin Elisabeth entkamen nur mit knapper Not, was Sir Winston Churchill im zweiten Band seiner Kriegsmemorien dramatisch schildert. Über diesen Vorfall wurde sehr ausführlich berichtet, und das Londoner East End fand es bestimmt tröstlich, dass die erste Familie des Landes ihre Gefahren mit ihnen teilte. Auf eigenartige Weise hob dieses Wissen die Stimmung der Zivilbevölkerung, wie es die Flaksperrre getan hatte.

Bevor wir uns der nächsten Phase der Luftschlacht zuwenden, in der die Luftschutzräume der Lebensmittelpunkt der Londoner Millionen waren und die bis zum 13. November 1940 dauerte, ist es vielleicht angebracht, dieses Kapitel mit einer kurzen Zusammenfassung der von der deut-

schen Luftwaffe geflogenen Angriffe auf London zu beschließen. Die für Nachtangriffe genannten Zahlen sind *The Defence of the United Kingdom* entnommen und stammen aus deutschen Archiven.

7. *September 1940, Tagesangriff:*

Über 300 Bomber greifen die Hafenanlagen und die Stadtbezirke an der Themse an.

Nachtangriff:

247 Bomber werfen 335 Tonnen Sprengbomben und 440 Behälterbrandbomben ab; Hauptangriffsziel sind die Hafenanlagen.

8. *September, tagsüber:*

Nur geringe Angriffstätigkeit.

Nachts:

171 Bomber werfen 207 Tonnen Sprengbomben und 327 Behälterbrandbomben ab; Hauptangriffsziel sind erneut die Hafenanlagen.

9. *September, tagsüber:*

Von 200 gegen London eingesetzten Bombern greifen 90 die englische Hauptstadt an.

Nachts:

195 Bomber werfen 232 Tonnen Sprengbomben und 289 Behälterbrandbomben ab; Hauptangriffsziele sind die Hafenanlagen und das Londoner East End.

10. *September, tagsüber:*

Nur geringe Angriffstätigkeit.

Nachts:

148 Bomber werfen 176 Tonnen Sprengbomben und 318 Behälterbrandbomben ab. Hauptangriffsziele sind die Hafenanlagen und das Londoner East End.

11. *September, tagsüber:*

Schwere Angriffe auf London und Southampton. Die RAF verliert 29 Jäger und schießt 25 feindliche Maschinen ab. Die Deutschen betrachten das als Sieg.

Nachts:

180 Bomber werfen 217 Tonnen Sprengbomben und 148 Behälterbrandbomben ab. Teils wegen der Flaksperre, teils wegen geänderter Angriffsbefehle werden nicht mehr ausschließlich die Hafenanlagen angegriffen.

12. September, tagsüber:

Nur geringe Angriffstätigkeit.

Nachts:

Lediglich 43 Bomber über London; sie werfen 54 Tonnen Sprengbomben und 61 Behälterbrandbomben ab.

13. September, tagsüber:

Nur geringe Angriffstätigkeit.

Nachts:

105 Bomber werfen 123 Tonnen Sprengbomben und 200 Behälterbrandbomben ab.

14. September, tagsüber:

Schwerer Tagesangriff auf London. Die RAF verliert 14 Jäger und schießt dafür 14 deutsche Maschinen ab. Göring hält den Sieg für greifbar nahe, und Hitler verschiebt die Entscheidung über das Unternehmen «Seelöwe» um weitere drei Tage.

Nachts:

Ein leichter Angriff auf London, bei dem 38 Bomber 55 Tonnen Sprengbomben und 43 Behälterbrandbomben abwerfen.

15. September, tagsüber:

Über 200 Bomber werden von etwa 700 Jägern begleitet gegen London eingesetzt. Die RAF schießt 60 feindliche

Maschinen ab und verliert dabei nur 26 Jäger. Damit war der Versuch der deutschen Luftwaffe, die Luftherrschaft zu erringen, gescheitert, was wiederum das Ende des Unternehmens «Seelöwe» bedeutete. Dieser Sieg wird noch heute alljährlich als Battle of Britain Day gefeiert.

Nachts:

181 Bomber werfen 224 Tonnen Sprengbomben und 279 Behälterbrandbomben auf London ab.

16. September, tagsüber:

Nur geringe Angriffstätigkeit.

Nachts:

170 Bomber werfen 189 Tonnen Sprengbomben und 318 Behälterbrandbomben auf London ab.

17. September, tagsüber:

Nur geringe Angriffstätigkeit. Hitler bläst das Unternehmen «Seelöwe» ab.

Nachts:

268 Bomber werfen 334 Tonnen Sprengbomben und 391 Behälterbrandbomben auf London ab.

18. September, tagsüber:

Der letzte grosse Tagesangriff. 70 Bomber werden in drei Wellen gegen London eingesetzt. Die RAF schießt 19 ab und verliert dabei zwölf Jäger.

Nachts:

Der bisher schwerste Nachtangriff auf London. 300 Bomber werfen 350 Tonnen Sprengbomben und 268 Behälterbrandbomben ab.

Irgendein Schlafplatz

Die Vorstellungen, die Londoner von den deutschen Luftangriffen haben, werden vielleicht weniger von Erinnerungen an lodernde Brände, einstürzende Gebäude und dem Dröhnen von Flugmotoren hoch am Nachthimmel geprägt, als von Bildern aus den grossen öffentlichen Schutzräumen bestimmt: Männer und Frauen, die in unbequemer Haltung in riesigen Gewölben und unter dunklen Bogen schlafen – auf U-Bahnhöfen und in dem langen, röhrenförmigen Tunnel der damals noch nicht fertiggestellten U-Bahnstrecke jenseits des Bahnhofs Liverpool Street.

In Wirklichkeit suchten nur verhältnismässig wenige Menschen solche Luftschutzräume auf, neben denen es zahlreiche weitere Arten von Schutzräumen gab. Obwohl die öffentlichen Schutzräume im September und Oktober stärker belegt gewesen waren, suchten Anfang November 1940 – als die deutschen Luftangriffe so intensiv wie zuvor weitergingen und die erste Zählung von Schutzrauminsassen durchgeführt wurde – 60 Prozent der Bevölkerung niemals einen Luftschutzraum auf.

Die meisten in der Stadt gebliebenen Londoner gingen einfach zu Hause ins Bett. In den meisten Fällen brachten sie ihre Betten ins Erdgeschoss, wenn sie ein Haus bewohnten, und stellten sie dort möglichst unter der Treppe auf. In Wohnblocks rückten die Mieter ihre Betten von den Fenstern weg oder schiefen auf Matratzen in Dielen oder Gän-

gen, wo keine Gefahr von Verletzungen durch Glassplitter bestand.

Falls ihr Haus einen Keller hatte, schliefen sie möglicherweise dort, nachdem sie ihn mit Balken, doppelten Mauern oder sogar Stahlstreben abgestützt hatten. Im Keller hatten sie oft ihre wertvollsten Besitztümer und unersetzliche Papiere bei sich. Für die meisten Angehörigen des Mittelstandes waren die Vorsichtsmassnahmen damit erschöpft. Ausserdem entwickelte sich in der Bevölkerung eine Art Stolz oder sogar ein gewisser Snobismus in Bezug auf die Benützung öffentlicher Schutzräume. Jedenfalls steht ausser Zweifel, dass viele Menschen, die sich insgeheim am liebsten im tiefsten U-Bahntunnel verkrochen hätten, daran durch die Angst, ihr Gesicht zu verlieren, gehindert wurden, weil sie dadurch eine andere Angst eingestanden hätten – und sie hatten von Kindheit an gelernt, dass man Todesangst (obwohl die Angst vor dem Tod eine ganz natürliche Regung ist) niemals zeigen dürfe.

Wenn Wohngebäude – im Gegensatz zu Bürogebäuden – von Bomben getroffen wurden, mussten die Rettungstrupps fast jedesmal verschüttete Überlebende oder Tote bergen, während andere Bombenopfer aus gefährlichen Lagen in oberen Stockwerken zu retten waren.

Mr. William Samson erzählt von einem Mann in Westminster, der sehr spät nach Hause kam und nicht merkte, dass sein Haus zur Hälfte eingestürzt war. Er stieg die Treppe hinauf und legte sich zum Glück in der noch stehenden Hälfte des Schlafzimmers ins Bett. Er wurde über eine Leiter gerettet.

In vielen Fällen hatten Bombenopfer fast unglaubliches Glück. In Poplar nahm eine hübsche junge Frau ein Bad,

als ihr Elternhaus von einer Bombe getroffen wurde. Durch einen seltsamen Zufall – die Wirkungen von Bombendetonationen konnten sehr merkwürdig sein – kippte die Wanne mit ihr um, begrub sie unter sich und bot ihr dadurch Schutz vor den Trümmern, unter denen sie verschüttet wurde. Der Rettungstrupp grub einen senkrechten Schacht in die Tiefe, um die verschüttete Person zu bergen, und als die Männer die Badewanne hoch wuchteten, waren sie verständlicherweise nicht wenig überrascht, darunter eine hübsche, nackte, unverletzte junge Frau zu finden. Die Gerettete genierte sich sehr. Luftschutzwart Smith fand in den Trümmern ein schmutziges Flanellnachthemd, das immerhin besser als gar nichts war, und die junge Frau streifte es in der Tiefe des Schachtes über, bevor sie mit einem Flaschenzug in die Höhe gehievt wurde. Unglücklicherweise blieb ihr schmutziges Nachthemd jedoch unterwegs an einem Nagel oder grossen Splitter hängen, und als sie aus dem Trümmerhaufen auftauchte, war sie wieder nackt und rosig wie die schaumgebohrte Venus, als sie vor Zypern dem Meer entstieg. Diesmal gab Luftschutzwart Smith ihr seinen Mantel. Aber die junge Frau genierte sich so sehr, wie er mit einigem Bedauern feststellte, dass sie nicht nur nicht den Mut fand, ihm den Mantel zurückzugeben, sondern noch jahrelang auf die andere Seite der Bow Street überwechselte, wenn sie sah, dass er ihr auf der Strasse entgegenkam.

Der während der deutschen Luftangriffe am häufigsten aufgesuchte Schutzraum waren die Anderson-Unterstände, in denen 27 Prozent der Schutzsuchenden schliefen. (Der Morrison-Unterstand, eine tischähnliche Konstruktion aus Stahl und Maschendraht, die in Erdgeschossräumen errichtet wurde und wie die Badewanne der jungen Dame das Ge-

wicht eines eingestürzten kleinen Hauses tragen konnte, wurde erst im Frühjahr 1941 eingeführt und spielte deshalb während der Luftangriffe nur eine untergeordnete Rolle.) Der Anderson-Unterstand erfüllte alle in ihn gesetzten Erwartungen. Er sollte seiner Konstruktion nach keinen Volltreffer aushalten, aber er widerstand dem Detonationsdruck einer 250-kg-Bombe, die in nur zehn Meter Entfernung einschlug, und in vielen Fällen hielten diese kleinen Unterstände sogar noch mehr aus.

Zu den Nachteilen der Anderson-Unterstände gehörte die Tatsache, dass sie sehr leicht voll Wasser liefen, weil sie bis zur halben Höhe ins Erdreich eingelassen wurden. Ihre Besitzer taten ihr Bestes, um eine Entwässerung sicherzustellen, aber das war nicht einfach, und die ohnehin schon überlasteten Feuerwehrmänner mussten viel Zeit damit verbringen, Anderson-Unterstände auszupumpen. Ausserdem waren sie im Winter nicht leicht zu beheizen. Ein weiterer Nachteil der Anderson-Unterstände im Vergleich zu öffentlichen Schutzräumen war psychologisch bedingt. Die Schutzsuchenden hörten alle Motorengeräusche und Detonationen, und während der Luftangriffe zeigte sich bald, dass Angst vor allem durch Lärm ausgelöst wurde. Insgesamt gesehen waren diese kleinen Schutzräume jedoch äusserst erfolgreich. Aber selbst ein Anderson-Unterstand konnte zu einer Todesfälle werden.

Der Hartland Way am Golfplatz Addington im Süden Londons ist eine Strasse mit hübschen Einfamilienhäusern auf Gartengrundstücken. Am 11. September stürzte dort ein englischer Jäger auf zwei Häuser. Das brennende Flugbenzin aus dem Wrack floss in einen Anderson-Unterstand, in dem eine junge Mutter mit zwei Kindern und einer Freun-

den Schutz gesucht hatte. Alle vier kamen in den Flammen um.

Die gemauerten Strassenschutzräume, in denen neun Prozent der Schutzsuchenden schliefen, waren ursprünglich für Passanten oder Bewohner von Mietwohnungen, für die keine Anderson-Unterstände aufgestellt werden konnten, gedacht gewesen und hatten den holperigen Namen «zivile Gemeinschafts-Oberflächenschutzräume» erhalten. Sie waren nicht sonderlich beliebt und genossen keinen guten Ruf, was vor allem die Schuld eines Beamten im Zivilschutzministerium und seiner Vorgesetzten war.

Um den damals knappen Zement zu sparen, ordnete das Ministerium Ende 1939 an, beim Bau von über der Erde gelegenen Schutzräumen sei der Zement im Mörtel im Verhältnis zwei zu eins durch Kalk zu ersetzen. Dieser Mörtel erwies sich als brauchbar. Im April 1940 erliess das Ministerium jedoch neue Anweisungen, die so schlecht formuliert waren, dass viele Bauleiter glaubten, in Zukunft dürfe nur noch Kalkmörtel verwendet werden. Im Juli betonte das Ministerium dann in neuen Anweisungen, dass auf keinen Fall reiner Kalkmörtel verwendet werden dürfe – aber die vorigen, unklaren Bestimmungen wurden mit keinem Wort erwähnt. Auf diese Weise blieben die zwischen April und Juli erbauten Strassenschutzräume unverstärkt, bis die Bomben fielen, woraufhin einige von ihnen zusammenbrachen.

In den meisten Fällen wurde das aus einer Stahlbetonplatte bestehende Dach durch den Detonationsdruck einer in der Nähe detonierenden Bombe angehoben und krachte auf die Ziegelwände herab, die dann einstürzten, weil der Mörtel nicht hielt, und die Schutzsuchenden erschlugen. Die rasch

verwirklichte Lösung dieses Problems bestand darin, dass doppelte Aussenwände errichtet und die Stahlbetonplatten so vergrössert wurden, dass sie auf allen Seiten überstanden und sich einige Zentimeter weit bewegen konnten, ohne von den Auflageflächen zu rutschen.

Die gemauerten Schutzräume wiesen nicht nur bedauerliche Mängel auf, sondern waren in mancher Beziehung auch die ungemütlichsten aller Schutzbauten. Da sie etwa 50 Personen aufnehmen konnten, fehlte ihnen die private Atmosphäre der Anderson-Unterstände, ohne dass andererseits das vieles erleichternde Gemeinschaftsgefühl der riesigen öffentlichen Schutzräume entstanden wäre. Ausserdem wirkten sie nicht sonderlich stabil, und viele Londoner glaubten, ihre Flachdächer seien aus der Luft auffällig gut sichtbar und dienten den deutschen Bomberbesatzungen deshalb als Ziele. Das war natürlich Unsinn, aber diese Theorie fand viele Anhänger: In einigen Strassen versuchten die Schutzsuchenden ihren Bunker dadurch zu tarnen, dass sie das flache Dach mit Zweigen bedeckten.

Der einzige weitere Schutzraumtyp – zumindest in der Anfangszeit –, der mit staatlichen Mitteln gefördert wurde, war der Grabenschutzraum. Diese Gräben wurden im Allgemeinen in Parks ausgehoben. Viele von ihnen waren während der Sudetenkrise auf Anordnung des Innenministeriums in fast panischer Hast ausgehoben worden. Zu Anfang waren sie nur Splittergräben gewesen, aber im nächsten Winter wurden die Stadtgemeinden angewiesen, diese einbrechenden Gräben zu dauerhaften Schutzbauten mit 1,20 Meter Tiefe auszubauen, in denen zehn Prozent ihrer Einwohnerschaft untergebracht werden konnten. Sie wurden mit Stahlbeton oder Stahl ausgekleidet und überdacht

und erhielten geschlossene Eingänge, aber weder Lattenroste, Sitze noch Toiletten. Auf diese Weise erinnerten sie an langgestreckte oberirdische Schutzbauten, die halb in die Erde eingelassen waren und Fussböden aus Erde hatten.

Nach Kriegsausbruch im Jahre 1939 wurde dieses Bauprogramm beschleunigt. Die in grossen Mengen bestellten vorgefertigten Stahlbetonauskleidungen für solche Gräben erwiesen sich jedoch als mangelhaft; sie waren nicht nur wasserdurchlässig, sondern gaben nach, als die Luftangriffe tatsächlich begannen. Diese etwas primitiven Schutzräume sollten klein sein, um der staatlichen Politik der Verteilung der Bevölkerung auf viele kleine Luftschutzräume zu entsprechen, und wie die Strassenbunker etwa 50 Personen Schutz bieten. Viele waren jedoch erheblich grösser. In einigen, aber nicht allen Gräben wurden vor Beginn der deutschen Luftangriffe Lattenroste und Bänke installiert. Sie waren beliebter als die Strassenbunker. Die Schutzsuchenden fühlten sich unter der Erde sicherer, und die Grabenschutzräume waren mit einer einen Meter dicken Erdschicht bedeckt. Ausserdem wurden sie irrigerweise für wärmer gehalten. Als die Luftangriffe begannen, entschieden viele Londoner sich für diesen Schutzraumtyp.

Ausserdem gab es die «selbstgewählten» Schutzräume, wie die Behörden sie nannten – Keller, Gewölbe und andere unterirdische Räume, die sicher waren oder zumindest sicher aussahen. Manche von ihnen waren von den Stadtgemeinden offiziell als Luftschutzräume bestimmt und ausgebaut worden, wobei sie druckfeste Eingänge, Gasschutzvorrichtungen und dergleichen erhielten.

Andere Räume wurden aus unterschiedlichen Gründen von Bürgern okkupiert: weil sie im Ersten Weltkrieg als

Schutzräume gedient hatten, weil sie sicher aussahen oder aus ganz unlogischen massenpsychologischen Gründen. Sehr grosse Gebäude wie Bahnhöfe vermittelten allein wegen ihrer Grösse ein in vielen Fällen illusionäres Sicherheitsgefühl. Ein in einen Hügel hinausgebauter Keller wirkte unter Umständen sicher, weil er einen unterirdischen Eingang hatte, obwohl über seinem Dach nur eine dünne Erdschicht lag.

Solche improvisierten Schutzräume konnten in den verschiedensten Formen auftreten – von den absolut sicheren Luftschutzräumen unter grossen, modernen Verwaltungsgebäuden bis hin zu den Todesfällen, als die sich viele Bahnhofshallen erweisen sollten. Manche waren sauber, warm und behaglich; andere waren unbeschreiblich schmutzig und verwahrlost.

Im Allgemeinen erwies es sich als unmöglich, die Schutzsuchenden aus solchen Räumen zu vertreiben, auch wenn sie noch so gefährdet und unhygienisch waren. Die Stadtgemeinden, vor allem die Bezirke im Londoner East End, befanden sich deshalb in einer Zwickmühle. Sollten sie ihr Bestes tun, um diese gefährdeten Räume so sicher und sauber wie möglich zu machen?

Das hätte als Rechtfertigung ihrer weiteren Benützung aufgefasst werden können. Aber konnten sie andererseits zulassen, dass ihre Bürger in Schmutz und Elend hausten? In den meisten Fällen scheinen die Verantwortlichen sich anfangs dafür entschieden zu haben, nichts für diese improvisierten Schutzräume zu tun, weil sie dann hoffentlich aufgegeben werden würden. Als diese Hoffnung sich nicht erfüllte und die allgemeine Empörung hohe Wellen schlug, wurde eine staatliche Untersuchungskommission eingesetzt, deren Arbeit dazu führte, dass die Stadtgemeinden später al-

les in ihren Kräften Stehende taten, um die Verhältnisse in solchen Schutzräumen zu verbessern.

Mit allen möglichen Methoden wurde versucht, die Bürger in ausgebaute Luftschutzräume zu holen und sie davon abzuhalten, unsichere Schutzräume zu benützen. Zwangsmassnahmen erwiesen sich als wenig erfolgreich. Überredungsversuche waren wirksamer. Um die Bevölkerung zur Benützung der besser ausgebauten Schutzräume anhalten zu können, hatte der Rat in Bethnal Green die clevere und originelle Idee, an den schönen Herbstabenden Tanzveranstaltungen in den Parks zu organisieren. Die Musik kam von Schallplatten und wurde über Lautsprecher übertragen. Sobald die Sirenen losheulten, war es leicht, die Tänzer und Zuschauer durch Lautsprecherdurchsagen dazu zu bringen, die ausgebauten Schutzräume im Park oder in der Nähe aufzusuchen. So wurde Ordnung gewahrt; ein Chaos wurde vermieden, und die Menschen kamen, was vielleicht ebenso wichtig war, in verhältnismässig guter Stimmung in den Schutzräumen an.

Andererseits musste ein Volltreffer auf einen Strassenbunker oder einen Grabenschutzraum, in dem es schwere Verluste gab, das Vertrauen in solche Schutzbauten ernstlich erschüttern. In Chelsea wurde beispielsweise ein verstärkter Grabenschutzraum auf einem Kinderspielplatz, der den Bewohnern eines Arbeiterwohnblocks als Zuflucht diente, bei einem der ersten Luftangriffe getroffen. Das Dach gab nach, knickte ein und schlug fünf Insassen bewusstlos. Gleichzeitig brach eine Hauptwasserleitung an diesem Ende des Grabenschutzraums, so dass die Bewusstlosen ertranken. Die Bewohner des Wohnblocks verloren begreiflicherweise das Vertrauen zu ihren Schutzräumen und suchten sehr verbittert anderswo Unterschlupf.

Als die Menschen im Londoner East End die schlecht gebauten Strassenbunker zusammenbrechen sahen, war es nicht mehr überraschend, dass viele von ihnen es vorzogen, in völlig unzulänglichen Gewölben und Kellern Zuflucht zu suchen.

Der berühmteste dieser grossen Schutzräume war der Tilbury Shelter, der in Wirklichkeit Bestandteil des Güterbahnhofs Liverpool Street an der Commercial Road in Stepney war. Die komplizierte Geschichte dieses Schutzraums hatte einen politischen Aspekt: Die Kommunisten forderten seine Besetzung und feierten sie als Sieg, als sie erreicht war. Später besichtigte der sowjetische Botschafter den Luftschutzraum, wobei die Schutzsuchenden begeistert *The Red Flag* sangen. Die ganze Geschichte rief in Whitehall viel Kopfschütteln hervor.

Auch der Tilbury Shelter war im Ersten Weltkrieg benutzt worden. Ein Teil – Keller und Gewölbe – war im Zweiten Weltkrieg als öffentlicher Schutzraum für 3'000 Menschen eingerichtet worden. Der andere Teil war der Ladehof eines riesigen Lagerhauses, das unterhalb der Ebene der Commercial Road, aber in gleicher Höhe mit den Seitenstrassen lag. Darüber erhob sich ein riesiges gigantisches Lagerhaus mit massiven Stahlträgern, die völlig sicher aussahen. Auf den langen Laderampen, zu denen Fahrbahnen und ein Eisenbahngleis führten, stapelten sich Lebensmittel. Nach aussen hin wurde das Gebäude durch Mauern abgeschlossen.

Lord Ritchie Calder, der den Tilbury Shelter in der Anfangszeit besuchte, hat ihn folgendermassen beschrieben:

«Als der öffentliche Schutzraum überfüllt war, liessen die für den restlichen Teil Zuständigen die Schutzsuchenden

aus humanitären Gründen auch dort ein. Das Ergebnis war unglaublich. Die Schätzungen über die Zahl der Personen in diesem enteigneten Schutzraum schwankten, aber als ich in einer Regennacht dort war, kamen zusätzliche Menschen aus einem Luftschutzkeller dazu, der vollgelaufen war, und die Luftschutzwarte schätzten, dass sich in den beiden Hälften über 14'000 Menschen aufhielten.

Die Leute stellten sich ab Mittag an und warteten darauf, dass die Tore um 16.30 Uhr geöffnet wurden. Soldaten auf Urlaub hielten Plätze für ihre noch arbeitenden Angehörigen frei. Nicht evakuierte Schulkinder warteten ‚stellvertretend‘ für ihre Verwandten. Alte Menschen in Rollstühlen, Invalide, Kinder in Kinderwagen und Männer und Frauen jedes Alters und jeder Verfassung stellten sich an, ohne auf tagsüber heulende Sirenen und selbst über ihnen stattfindende Luftkämpfe zu achten, denn wenn sie in Deckung gingen, verloren sie ihren Platz in der Schlange und ihr ‚Anrecht‘ auf ihren Lieblingsschlafplatz.

Sobald die Tore geöffnet wurden, bildeten Polizisten eine Kette, um den Ansturm die Schrägrampe hinunter aufzuhalten, aber sie hätten ebensogut versuchen können, eine wildgewordene Büffelherde aufzuhalten. Im Allgemeinen wurde eine Gasse für alte Menschen und Mütter mit Kinderwagen oder Kleinkindern offengehalten (obwohl die Polizei mitbekam, dass manche Kinderwagen keine Säuglinge, sondern die Wertsachen der Familie enthielten). Manchmal wurden Frauen und Kinder im Gedränge niedergetrampelt.

Nachts bot sich dem Beobachter eine Szene, die westlich von Suez nicht ihresgleichen hatte. Auf den Fahrbahnen musste man über die Liegenden hinwegsteigen. Bis das Ernährungsministerium intervenierte und die Margarinekar-

tons und sonstigen Lebensmittel abtransportieren liess, schiefen Menschen auf den Rampen zwischen oder auf Lebensmitteln. Anfangs gab es praktisch keinerlei sanitäre Einrichtungen, und der Schmutz sickerte in die Decken ein oder wurde von trampelnden Füßen weitergetragen. Manchmal wurden Margarinekartons zu Latrinen aufgestapelt.

Sämtliche Rassen und Hautfarben der Welt waren hier vertreten – Weisse, Neger, Chinesen, Hindus, Polynesier, Levantiner, Osteuropäer, Juden, Christen, Moslems und wahrscheinlich auch Sonnenanbeter waren dort alle in wirrem Durcheinander zusammengedrängt. Matrosen kamen bei Ebbe für ein paar Stunden herein. Prostituierte boten sich an. Strassenhändler verkauften kalten gebratenen Fisch, der den Mief mit fettigem Geruch verstärkte. Die Polizei schlichtete Schlägereien. Und Kinder schliefen.»

So merkwürdig das klingen mag: Im Londoner West End gab es Leute, die diesen und ähnliche Schutzräume besichtigten, wie sie vor dem Krieg fröhliche Gruppen gebildet hatten, um einen Abstecher nach Chinatown zu machen oder in Wapping die Pubs an der Themse zu besuchen. Slumbesuche dieser Art waren bei den Schutzsuchenden, die in Stepney ihre Solidaritätslieder sangen, selbstverständlich keineswegs beliebt, und mindestens eine Gruppe solcher Besucher wurde verprügelt und hinausgeworfen. Aber wer Spass an solchen Schauspielen hatte, konnte in der U-Bahn für den lächerlichen Preis einer Fahrkarte viel sehen – und riechen.

Die Absicht staatlicher Stellen, die U-Bahn von Schutzsuchenden freizuhalten, liess sich praktisch von Anfang an nicht verwirklichen. Die Leute kauften sich einfach eine

Fahrkarte für eineinhalb Pence, fuhren nach unten und blieben dort. Um sie während der Angriffe ins Freie zu treiben, hätte man nicht nur eine gewaltige Polizeistreitmacht, sondern auch eine Härte gebraucht, von der damals nicht viel zu erkennen war.

Die Zahl der Londoner, die in der U-Bahn Schutz suchten, erreichte ihren Höhepunkt Ende September 1940 – nach Angaben in dem Bericht *London Transport Carried On* des London Passenger Transport Board am 27. September, als sich 177'000 Personen in der U-Bahn aufhielten – und nahm dann allmählich wieder ab. Während der deutschen Luftangriffe im Winter und Frühjahr betrug die Durchschnittszahl über 100'000, um in Nächten ohne Angriffe auf 70'000 bis 80'000 zurückzugehen.

In der ersten Zeit herrschte allgemeines Durcheinander. Anfangs wurden Schutzsuchende nicht vor 16 Uhr in die U-Bahnhöfe eingelassen. Das führte dazu, dass Frauen, die sich einen Platz sichern wollten, teilweise schon ab 10 Uhr vor den U-Bahnzugängen anstanden oder ihre Kinder für sich anstehen liessen. Die Banden Jugendlicher, die sich früher durch den Verkauf von Plätzen in den Schlangen vor Theaterkassen auf parasitäre Weise ihren Lebensunterhalt verdient hatten, wandten sich jetzt diesen lebenswichtigeren Schlangen zu, weil die Theater geschlossen hatten. Sie stellten sich an, legten Lumpenbündel ab, um «reservierte» Plätze auf den Bahnsteigen zu kennzeichnen, und verkauften diese Plätze für unterschiedliche Beträge, wobei eine halbe Krone als hoher, aber nicht übertrieben hoher Preis galt.

Das Aufsichtspersonal und die Polizei bemühten sich unterdessen, zumindest einen Teil der Bahnsteige für Fahrgäste freizuhalten, indem sie zwei weisse Linien zogen, die 1,20

und 2,40 Meter von der Bahnsteigkante entfernt waren. Bis 19.30 Uhr sollten die Schutzsuchenden hinter der 2,40-m-Grenze bleiben müssen. Nach dem Berufsverkehr sollte bis 22.30 Uhr der 1,20 Meter breite Streifen an der Bahnsteigkante für Fahrgäste freigehalten werden. Um 22.30 Uhr wurden der U-Bahnverkehr eingestellt, die Beleuchtung verringert (auf Bitten der Schutzsuchenden), aber nicht ausgeschaltet, und die stromführende Schiene stromlos gemacht.

Die Schutzsuchenden, die in manchen Fällen einen geselligen Abend mit Kartenspiel, Gesang und Scherzen verbracht hatten, hatten nun den ganzen Bahnhof für sich und schliefen irgendwo auf den Bahnsteigen, in den Gängen, auf den Rolltreppen und manchmal sogar zwischen den Gleisen. Am nächsten Morgen wurden sie sehr früh aus den Bahnhöfen vertrieben.

Dass der Aufenthalt auf U-Bahnhöfen unbehaglich war, steht ausser Zweifel. Zu den kleineren Unannehmlichkeiten gehörte eine Mückenplage in den Tunnels, weil die Mücken wegen der von den vielen Menschen abgegebenen Wärme nicht in ihre sonstige Winterstarre verfielen. Unangenehm war auch der mal heisse, mal kalte Wind, der durch die Tunnels heulte (später verlangten die Schutzsuchenden, dass nach 22.30 Uhr die Ventilatoren abgestellt werden sollten, was dann auf vielen Bahnhöfen geschah).

Weitere Unannehmlichkeiten waren die Läuse, die den Gesundheitsbehörden beträchtliche Sorgen machten, der Gestank menschlicher Exkremete in den Tunnels, bevor Toiletten installiert wurden, und natürlich die Härte der steinernen Bahnsteige und der allgemeine Platzmangel.

Aber das spielte alles keine Rolle: Die U-Bahnhöfe galten als bombensicher, obwohl nur die tiefsten diese Bezeich-

nung wirklich verdienten. Darüber waren sich nur wenige Londoner im Klaren. Das führte dazu, dass sie sich auch auf U-Bahnhöfen zusammendrängten, die später getroffen wurden, wobei es viele Tote gab. In aufeinanderfolgenden Oktobernächten wurden die U-Bahnhöfe Trafalger Square (sieben Tote), Bounds Green (19 Tote, davon 16 belgische Flüchtlinge, die an einem Ende des Bahnsteigs eine mitleid-erregende Kolonie bildeten), Praed Street (acht Tote) und am 14. Oktober mit den schlimmsten Folgen Baldham getroffen.

Die Decke des U-Bahnhofes Baldham liegt etwa zehn Meter unter der Baldham High Street, und zwischen Strasse und U-Bahn befindet sich das übliche Gewirr von Wasserleitungen, Abwasserkanälen, Strom- und Telefonkabeln und Gasleitungen. Sie alle wurden durchschlagen. Wasser aus den Leitungen und Kanälen floss auf den U-Bahnhof, auf dem etwa 600 Personen Schutz gesucht hatten – zuerst nur ein Rinnsal, dann ein Sturzbach und zuletzt ein ein Meter tiefer Strom, der tonnenweise Sand und Schutt mitführte. Gleichzeitig stank es nach Leuchtgas.

Ein U-Bahnführer des London Passenger Transport Board hat seine Erlebnisse mit folgenden Worten geschildert:

«Es war etwa acht Uhr abends. Ich stand auf dem Bahnsteig und unterhielt mich mit Leuten, als eine gewaltige Detonation über dem Bahnhof zu hören war. Gleichzeitig erfolgte bei einer der Bahnsteiglampen ein »Überschlag⁴, so dass der Bahnhof im Dunkeln lag. Als es finster wurde, setzte eine Panik ein, eine schlimme Panik. Ich erklärte den Leuten: ‚Keine Angst, wir bekommen in ein paar Minuten wieder Licht.‘

Um mich herum waren viele Frauen und Kinder, darunter

meine eigene Frau und unsere zwei Kinder, und ich habe mit ihnen gesprochen. Als ich sagte, wir würden bald wieder Licht bekommen, war mir nicht klar, dass der Tunnel eingebrochen war. Dann roch es nach Gas, und die Kinder kreischten nach ihren Gasmasken. Ich holte meine Taschenlampe heraus, richtete sie nach oben und sah Wasser in Sturzbächen herunterkommen.

Ich dachte, es sei allmählich Zeit, etwas zu unternehmen, um diese Leute in Sicherheit zu bringen. Ich ging nach hinten und öffnete den Notausstieg. Dann brachte ich die Leute dazu, sich disziplinierter zu verhalten und nacheinander den Notausstieg zu benutzen. Es dauerte ungefähr zehn Minuten, bis sie alle hindurchgeklettert waren – ungefähr siebzig bis achtzig Menschen. Ich forderte sie auf, die Rolltreppe hinaufzusteigen und am Eingang vor den Fahrkartenschaltern zu warten. Dann kam die Rettungsmannschaft und nahm meine Taschenlampe mit, so dass ich ohne sie zu recht kommen musste.

Unterdessen strömte weiter Wasser herein, und ich stand bis zu den Knien im Wasser. Bald war daraus der reinste Wasserfall geworden. Nach etwa fünf Minuten waren die Rettungsgruben im Gleisbereich vollgelaufen. Das Wasser stieg bis etwa zur zweiten Stufe der Rolltreppe.»

Wie Mr. Charles Graves berichtet, trug dieser U-Bahnführer an den Händen noch sieben Jahre später Narben von Verletzungen, die ihm die Verzweifelten zugefügt hatten, während er den Notausstieg entriegelt hatte.

Die Einstellung der Regierung und damit auch der Stadtgemeinden zum ganzen Luftschutzproblem veränderte sich in den ersten Wochen der deutschen Angriffe in zwei Punkten ganz entscheidend.

Das Vorhaben, durch Dislozierung die Zahl der Opfer zu senken, war zumindest im East End und der Londoner Innenstadt teilweise fehlgeschlagen. Die grossen, von der Bevölkerung besetzten Schutzbauten und U-Bahnhöfe existierten. Falls man die Schutzsuchenden nicht mit Gewalt vertreiben wollte – was natürlich von niemandem ernstlich befürwortet wurde –, musste etwas unternommen werden, um die Gefahren zu verringern, die für die Regierung Grund genug gewesen waren, sich von Anfang an gegen grosse öffentliche Schutzräume auszusprechen.

In dieser Beziehung drohten drei Gefahren: Die körperliche Gesundheit der Schutzsuchenden war durch Epidemien bedroht; ihre geistige Gesundheit war durch fortschreitende Demoralisierung, Hysterie, eine allgemeine Verweigerungshaltung und die unter dem Begriff «Schutzraum-Mentalität» zusammengefassten Erscheinungen gefährdet; in engem Zusammenhang mit dieser zweiten Gefahr war die Bedrohung durch Vorfälle mit schweren und schockierenden Verlusten zu sehen.

Bereits am 14. September 1940, nur eine Woche nach Beginn der schweren Luftangriffe, ernannten der Gesundheitsminister und der Zivilschutzminister gemeinsam einen Ausschuss unter Vorsitz von Lord Horder, der den Auftrag hatte, «die Verhältnisse in Luftschutzräumen, die für Schlafzwecke benützt werden, unter besonderer Berücksichtigung von Gesundheitserwägungen» zu untersuchen. Der Horder-Ausschuss, der vermutlich einen Schnelligkeitsrekord für derartige Untersuchungen aufstellte, gab seine ersten Empfehlungen schon vier Tage später ab.

Der Horder-Ausschuss sah die Hauptgefahr in der Überfüllung der «selbstgewählten» Schutzräume. Er befürwortete

te deshalb einen intensiven Werbefeldzug mit dem Ziel, die Bevölkerung dazu zu veranlassen, in ihren Anderson-Unterständen und Strassenschutzbauten zu bleiben, und sprach sich dafür aus, diese Schutzräume attraktiver zu machen: Die Anderson-Unterstände sollten Schlafkojen, Vorhänge an den Eingängen und eine Beleuchtung erhalten; die Strassenbunker sollten bestimmten Bürgern zugewiesen werden, «die das Recht haben sollten, sie als ihr Eigentum zu betrachten (und die Schlüssel für etwa vorhandene Türen bekommen sollten)».

Diese Vorschläge, die in einigen Stadtgemeinden in gewissem Umfang verwirklicht wurden, scheinen nicht allzu viele Londoner dazu veranlasst zu haben, ihre «selbstgewählten» Schutzräume aufzugeben. Wie wir bereits erwähnt haben, waren sie aus emotionalen, nicht aus rationalen Motiven in Bahnhofshallen und Kellerräume gezogen. Andererseits trug die Verwirklichung dieser Vorschläge vielleicht dazu bei, dass nicht noch mehr Bürger ihre Anderson-Unterstände und Strassenbunker verliessen.

Der Horder-Ausschuss schlug vor, die Stadtgemeinden sollten alle «selbstgewählten» Schutzräume besichtigen und versuchen, weitere ähnliche Räume zu finden, um die herrschende Überfüllung zu mildern. Danach sollten sie alle Schutzräume genehmigen, die in Bezug auf Schutzwirkung und Hygiene bestimmten Mindestanforderungen genügten. Dieser Vorschlag wurde verwirklicht und wirkte sich allmählich aus.

Weiterhin wurde angeregt, die Stadtgemeinden sollten ihre Schutzraumreserven Zusammenlegen, was lediglich eine Verwaltungsfrage war, die nachts nicht benötigten Schutzräume in Fabriken sollten öffentlich zugänglich gemacht

werden und «die Möglichkeit, das U-Bahnsystem nachts als Schutzraum zu benützen, sollte erwogen werden». Dieser letzte Vorschlag war längst überholt; die in der U-Bahn auftretenden Probleme glichen inzwischen denen anderer «selbstgewählter» Schutzräume: die Schutzsuchenden litten unter der Überfüllung und den unzumutbaren hygienischen Verhältnissen.

Alte, Behinderte, Pflegebedürftige und so viele Kinder wie möglich sollten aus London evakuiert werden. Anfang November waren 4'000 Alte und Kranke aus Londoner Schutzräumen in Landkrankenhäuser gebracht worden, und weitere Transporte wurden vorbereitet. Zehntausende von Kindern wurden – teils mit ihren Müttern – aufs Land verschickt.

Die vier Schlussempfehlungen, die eher positiv waren, wurden ebenfalls in die Tat umgesetzt. Schutzraumleiter wurden ernannt. Die zuständigen Stellen wurden aufgefordert, Toiletten einrichten zu lassen. Beauftragte der Gesundheitsbehörden sollten die Schutzräume regelmässig inspizieren; ausserdem sollten Erste-Hilfe-Stationen eingerichtet werden.

Das Problem der Belüftung und Heizung von Schutzräumen wurde ebenfalls behandelt, und um die Infektionsgefahr zu verringern, wurden die Räume regelmässig mit Natriumhypochlorid in wässriger Lösung, einem preiswerten Desinfektionsmittel, ausgesprüht, wie es der Horder-Ausschuss vorgeschlagen hatte.

Diese grundsätzlichen medizinischen Empfehlungen führten zu Ergebnissen, die alle beteiligten Ärzte verblüfften. Es kam zu keiner Grippeepidemie, keiner Diphtherieepidemie und keiner wesentlichen Zunahme von Erkrankungen der Atemwege wie zum Beispiel der Tuberkulose.

Tatsächlich scheint der Gesundheitszustand der Schutzsuchenden sich in den langen Monaten, die sie in schlecht belüfteten, überfüllten Schutzräumen zubrachten, keineswegs verschlechtert zu haben. Tatsächlich gab die Einrichtung von Erste-Hilfe-Stationen, die jeweils mit einer Krankenschwester und oft auch mit einem Arzt besetzt waren, den Schutzsuchenden die Möglichkeit, Beschwerden und Krankheiten, die sonst in vielen Fällen unbehandelt geblieben wären, sofort behandeln zu lassen. Nach wenigen Woche waren auch die notwendigen sanitären Einrichtungen installiert.

Der Stimmungsfaktor in den Schutzräumen war in mancher Beziehung schwieriger, in anderer wiederum leichter in den Griff zu bekommen. Als erstes kam es darauf an, ein Mindestmass an Komfort bereitzustellen. Heizung und Beleuchtung wurden verhältnismässig rasch eingebaut. Aber als gegen Ende 1940 die Aufstellung von Maschendrahtkoben begann, stiess diese Neuerung auf überraschend grossen Widerstand bei den Schutzsuchenden. Diese Koben, eigentlich dreistöckige hölzerne Etagenbetten (das Holz wurde später durch Eisenrahmen ersetzt, weil es eine Brutstätte für Läuse war), deren Mittelteil hochgeklappt werden konnte, so dass Sitze entstanden, wenn die Betten nicht benützt wurden, nahmen ziemlich viel Platz weg. Ein mit diesen Koben eingerichteter Schutzraum oder U-Bahnhof konnte nun weniger Schutzsuchende aufnehmen als früher. In übervollen Schutzräumen bedeutete das, dass ein Teil der Schutzsuchenden ausquartiert werden musste. Für die Schlafplätze wurden nummerierte Karten ausgegeben. Das alles führte gelegentlich zu Auseinandersetzungen, die bis zu offenem Widerstand gingen.

In einigen Schutzräumen im Londoner East End weigerten die Schutzsuchenden, die sich daran gewöhnt hatten, auf dem Fussboden zu schlafen, sich kategorisch, die Kojen zu benützen.

Die Atmosphäre in den Schutzräumen unterschied sich natürlich stark von Bezirk zu Bezirk und selbst von Schutzraum zu Schutzraum. So erzählte eine Schutzraumleiterin aus Bethnal Green:

«Ich haben anfangs alles Mögliche versucht, um die Kinder in ihre Betten zu bekommen, weil die ihre Nachtruhe brauchten, aber das war sehr schwierig, weil die überall herumsitzenden redenden und lachenden Erwachsenengruppen die Kinder wachhielten. Deshalb kam ich auf die Idee, einmal in der Woche eine Penny-Verlosung zu veranstalten, zu der jeder der Anwesenden beitragen sollte, was sie auch bereitwillig taten. Und von diesen Pennies kaufte ich dann alle kleinen Süßigkeiten, die ich nur auftreiben konnte. Und ich sagte zu den Kleinen: ‚Los, wer zuerst ausgezogen und im Bett ist, kriegt einen guten Bonbon!‘ Und wie sie sich dann beeilt haben, um so schnell wie möglich in ihre Betten zu kommen und womöglich als erster einen Bonbon zu bekommen! Meistens gab es nur eine kleine Weichkaramelle oder ein Stück Lakritze oder dergleichen, aber die Kinder haben sich jedesmal darüber gefreut, sind in ihre Betten gekrochen, habe sich zugedeckt, haben ihren Bonbon gekriegt und sind eingeschlafen.»

Eine andere Schutzraumleiterin, eine kleine, zierliche Gestalt, berichtete ebenfalls aus Bethnal Green:

«In einen meiner Schutzräume wurde ohne unser Wissen ein Klavier gebracht, und das erste, was ich davon hörte, war natürlich, dass sie alle aus einem Pub gekommen waren

und jetzt kräftig Rabatz machten. Dort wurde gesungen und getanzt, und ich bekam die Aufforderung: ‚Am besten kommst du selbst ’rüber, Kleine, du kennst die Leute und wirst mit ihnen fertig.‘

Nun, eines möchte ich feststellen: Ich bin mit einigen dieser Leute aufgewachsen, und so rauhbeinig, wie sie waren, haben sie’s mir nicht allzu schwer gemacht. Aber zwischendurch hat’s gelegentlich auch miese Typen gegeben. Ich bin mit ihnen fertig geworden. Aber meine Schutzraumwarte haben sich nicht durchsetzen können. Das Klavier ist einmal abtransportiert und prompt wieder hereingebracht worden. Zuletzt war’s damit so schlimm, dass wir veranlassen mussten, dass das Rathaus dagegen einschritt. Die Leute wollten nämlich ihre Nachtruhe, und bis zu einer gewissen Zeit durfte gelacht und gesungen werden, als ob man bei sich zu Hause wäre, aber wenn das bis in die frühen Morgenstunden weiterging, musste der Sache ein Riegel vorgeschoben werden, damit die anderen Leute schlafen konnten ... Nach einer schlimmen Nacht im Luftschutzraum hatte man nämlich das Gefühl, am nächsten Tag nicht arbeiten zu können. Oh, ich könnte Ihnen von lustigen Abenden erzählen, manchmal mit Mundharmonikas, ein andermal mit dem Klavier ...»

Aus einem dritten Luftschutzraum in Bethnal Green berichtete der Schutzraumwart:

«Unsere einzige Unterhaltung waren die Gottesdienste, die ein Geistlicher dort abhielt, aber wir mussten sie dann einstellen, weil die Kinder mit Kartoffeln und Hot Dogs ’reinkamen, herumliefen, ihre Hausaufgaben mitbrachten und Hocker für den Schutzraum bauten, so dass der Gottesdienst ständig gestört wurde.»

In diesem Luftschutzraum scheint es besonders häufig Streit gegeben zu haben. «Ja, wir hatten belgische Juden, russische Juden, alle Nationalitäten, und ich hatte die Aufgabe ... Na ja, ich hab' kein Wort von dem verstanden, was sie geredet haben. Und wenn es zu einer kleinen Auseinandersetzung kam, bin ich 'rumgegangen und habe jemand gesucht, der ihre Sprache beherrschte. Bis ich dann zu ihnen zurückkam, war irgendwo in der Nähe ein anderer kleiner Streit ausgebrochen, und ich konnte wieder von vorn anfangen.»

Trotzdem wurden Stockwerksbetten aufgestellt und Berechtigungskarten ausgegeben – auf den U-Bahnhöfen nicht nur für die Betten, sondern auch für Schlafplätze auf den Bahnsteigen –, so dass bis Ende 1940 oder zumindest Anfang 1941 eine gewisse Ordnung hergestellt wurde. Die Londoner hatten oberirdische Schutzräume. Sie schliefen in ihren Anderson-Unterständen, oder sie hatten ein Bett, das ihnen praktisch gehörte, in einem unterirdischen Schutzraum. Und in dieser Untergrund-Halbwelt wurden allmählich einige der Annehmlichkeiten installiert, die eine Zivilisation auch in Kriegszeiten zu bieten hatte – mit Kantinen, ärztlicher Betreuung und sogar Kultur und Unterhaltung.

In Bermondsey ging eine Laienspielgruppe mit Tschechows *Der Bär* in Luftschutzräumen auf Tournee, während die «Stammgäste» des U-Bahnhofs Swiss Cottage eine eigene Zeitschrift mit dem Titel *The Swiss Cottager* herausgaben.

In einigen Stadtteilen organisierten die unermüdlichen und bewundernswürdigen WVS-Damen Nähkränzchen und Vorträge.

Südlich der Themse stellten Soldaten der 167. Pionierkompanie, die zur Trümmerbeseitigung eingesetzt war, bald

ein Orchester zusammen, das 13 Wochen lang sechs Abende in der Woche in Schutzräumen gastierte. Und hier überschreiten wir die Grenze zwischen eigener Freizeitgestaltung, für die vielleicht Kartenspiele und die Mundharmonikas von Bethnal Green charakteristisch sind, und aufwendigeren Unterhaltungsformen, die von aussen für die Schutzsuchenden organisiert wurden.

Leihbüchereien wurden eingerichtet, in denen allein für die Einwohner von West Ham 4'000 Taschenbücher zur Verfügung standen. Nicht überall wurden Gottesdienste durch Hot Dogs essende Kinder gestört, und aus Bermondsey erfahren wir, dass sie von vielen geschätzt wurden, obwohl sorgfältig darauf geachtet wurde, die Ungläubigen nicht zu irritieren oder zu verärgern, denn in einer damaligen Anweisung hiess es: «Gottesdienste sind nach Möglichkeit in Räumen abzuhalten, die nur von denen aufgesucht zu werden brauchen, die an einem Gottesdienst teilzunehmen wünschen.»

In den grossen Luftschutzräumen wurden Filme gezeigt, und die Behörden nutzten die Gelegenheit, die ihnen dieses höchst beliebte Vergnügen bot, um in jedem Programm einen kurzen Film über Gesundheitsvorsorge zu zeigen. Im Januar 1941 veranstaltete der London County Council über 200 Kurse in den Schutzräumen, wobei die Themen von Zeitgeschichte bis zur Hobbyschneiderei reichten. Für die Jungen und Mädchen waren Gymnastikkurse vorgesehen. Zielscheiben für das englische Nationalspiel *Darts* wurden geliefert, und die Schutzräume traten gegeneinander zu Wettkämpfen an.

Der Rat für die Förderung von Musik und den Künsten (der Vorläufer des späteren Kunstrates) schickte Leute mit

Grammophonen und Klassikplatten in die Luftschutzräume. Wie wir hören, hatte der Mann am Grammophon die Aufgabe, «die Bedeutung des Musikstücks und die Umstände seiner Entstehung zu erklären».

Diese Verbesserung der Zustände auf U-Bahnhöfen und in grossen öffentlichen Schutzräumen bedeutete an sich einen Wechsel der Regierungspolitik, der durch die Art der Luftangriffe erzwungen wurde. Im Oktober 1940 wurde London allnächtlich angegriffen. Nur in zwei Nächten bombardierten weniger als 60 Maschinen die englische Hauptstadt; diese Angriffe dauerten im Allgemeinen von der Abend – bis zur Morgendämmerung.

Diese Umstände unterschieden sich erheblich von den vor dem Krieg ins Auge gefassten, als die Luftschutzrichtlinien in der Erwartung kurzer, schwerer Angriffe mit vielen Tausenden von Opfern festgelegt worden waren. Stattdessen wurde London jetzt stetig, Nacht für Nacht, in Trümmer gelegt, wobei die Verluste viel niedriger lagen, als man ursprünglich erwartet hatte. (Im Oktober wurden fast 5'000 Tonnen Sprengbomben auf London abgeworfen und verursachten etwa einen Toten pro Tonne, während nur 6'343 Verletzte in Krankenhäuser eingeliefert werden mussten. Hält man sich gleichzeitig vor Augen, dass in Londoner Krankenhäusern nie weniger als 120'000 Betten für Bombenopfer zur Verfügung standen, wird wieder klar, wie gewaltig die Angst der Realität vorausgeeilt war.)

Andererseits war kein Grund dafür zu erkennen, warum diese stetige Zertrümmerung Londons nicht monate- und vielleicht jahrelang weitergehen sollte. Sir Winston Churchill hat geschrieben: «Wir waren damals (Oktober) der Ansicht, dass London mit Ausnahme seiner stabilen modernen Ge-

bäude allmählich und bald in einen Trümmerhaufen verwandelt werden würde.»

RAF und englische Flakartillerie schossen noch immer fast keine feindlichen Nachtbomber ab, und obwohl grosse – und gerechtfertigte – Hoffnungen auf die Radargeräte gesetzt wurden, mit denen Nachtjäger und Flak ausgerüstet werden sollten, war es natürlich denkbar, dass die Deutschen eine Möglichkeit finden würden, diese Abwehrwaffe ausser Gefecht zu setzen.

Tatsächlich rechnete man auf englischer Seite damit, dass die Angriffe schlimmer werden würden. Bei Beginn der Luftangriffe hatten die Deutschen nur wenige schwere Bomben gehabt. Im Jahre 1940 wogen 99 Prozent der abgeworfenen Bomben 250 Kilogramm oder weniger; die deutschen Standardbomben wogen 50 und 250 Kilogramm. Gegen Bomben dieser Grösse sollten die im Rahmen des englischen Schutzraumprogramms vor dem Krieg erbauten Luftschutzräume sicheren Schutz bieten. Aber schwerere Bomben waren bereits in Sicht.

Die RAF befasste sich mit der Entwicklung schwererer Bomben und vermutete völlig zutreffend, dass die Deutschen das gleiche taten. Die deutsche Luftwaffe warf gelegentlich einige 1'000-kg-Bomben ab, verwendete in seltenen Ausnahmefällen auch 2'500-kg-Bomben und benützte ziemlich häufig an Fallschirmen abgeworfene Minen als Bombenersatz. Im Allgemeinen verursacht eine 1'000-kg-Bombe weit grössere Schäden als vier 250-kg-Bomben, und eine 2'500-kg-Bombe ist viel mehr wert als 50 Bomben zu 50 Kilogramm – unter der Voraussetzung, dass das technische Problem, die gesamte Sprengladung gleichzeitig detonieren zu lassen, gelöst wird. Darüber waren sich die Deutschen of-

fenbar im Klaren, denn einer der Gründe dafür, dass sie teure 500- oder 1'000-kg-Seeminen gegen Landziele einsetzten, war der Mangel an schweren Bomben (da die Minen beim Aufschlag detonierten, ohne in die Erde einzudringen, war ihr Wirkungsbereich sehr gross; andererseits waren etwa 20 Prozent der abgeworfenen 4'000 Minen Blindgänger, weil ihre Zünder schlecht für die Verwendung gegen Landziele geeignet waren). Tatsächlich wies alles auf eine für unbegrenzt lange Zeit fortgesetzte Bombardierung Londons hin – aber mit schwereren Bomben als bisher. Sir Winston Churchill hat dazu festgestellt: «Wären die Bomben von 1943 gegen das London von 1940 eingesetzt worden, wären Bedingungen eingetreten, die unter Umständen alle menschliche Organisation pulverisiert hätten.»

Abgesehen von den tiefen U-Bahnhöfen gab es damals natürlich keine Schutzräume, die den zu erwartenden schwereren Bomben hätten widerstehen können. Im Oktober 1940 kam es deshalb zu einem völligen Kurswechsel in der bisherigen Schutzraumpolitik. Die Verantwortlichen beschlossen, sofort mit dem Bau von acht tiefen Schutzräumen zu beginnen, die wie die Speichen von acht Rädern von geeigneten U-Bahnhöfen ausgehen und 64'000 Schutzsuchenden Platz bieten sollten. Gemeinsam mit den schon existierenden tiefen U-Bahnhöfen würden sie mehr Menschen aufnehmen können, als zum damaligen Zeitpunkt in grossen öffentlichen Schutzräumen schliefen. Dieser Ausbau wurde mit grossem finanziellen Aufwand begonnen, aber keiner der vorgesehenen tiefen Schutzräume war fertig, als die intensiven deutschen Luftangriffe aufhörten. Im weiteren Verlauf des Krieges wurden einige von ihnen als Schutzräume oder Gefechtsstände und Truppenunterkünfte benützt.

Unterdessen konnte wenig getan werden, um die existierenden Schutzräume sicherer zu machen, obwohl dies versucht wurde, wo es möglich erschien. Ansonsten waren endlose Reparaturen erforderlich – in erster Linie an öffentlichen Versorgungseinrichtungen, aber natürlich auch an Gebäuden. In jeder Nacht wurden Gasleitungen unterbrochen, Wasserleitungen zerstört, Eisenbahnstrecken demoliert und Strassen aufgerissen. Jeden Morgen wurden die dringendsten Reparaturen vorgenommen.

In Poplar überstieg die Zahl der beschädigten Häuser am Jahresende die Gesamtzahl der vorhandenen Gebäude, weil viele Häuser mehr als einmal getroffen worden waren. Im Übrigen war Poplar keineswegs der einzige Stadtbezirk, in dem dies der Fall war. Im Oktober wurde der Hauptabwasserkanal zerstört, so dass ungeklärte Abwässer in die Themse liefen, die «zuerst nach Fäkalien und später nach der Flut der von uns hineingekippten Chemikalien» stank, wie Sir Winston Churchill berichtete. Das komplizierte Gewirr aus Kabeln und Leitungen stellte die Gas-, Wasser- und Stromreparaturmannschaften vor ständig neue Probleme. Eine beschädigte Hauptwasserleitung in der Bruton Street bestand aus eigenartig geformten Holnröhren, die vor vielen Jahrzehnten verlegt worden sein mussten. Ein Tischler musste Ersatzstücke herstellen. Friedhöfe wurden getroffen und die Toten vergangener Jahrhunderte auf die mit Kratern übersäten Strassen geschleudert.

Das war London im Oktober 1940, als kein Grund dafür zu erkennen war, dass die Luftangriffe nicht noch jahrelang weitergehen würden.

Seltsame Dinge vom Himmel

In einem Tagesbefehl an seine Flugzeugbesatzungen stellte Göring am 18. Oktober 1940 als Oberbefehlshaber der Luftwaffe fest, durch ihre unermüdlichen, tapferen Angriffe auf den Mittelpunkt des Britischen Weltreichs, die Stadt London mit ihren achteinhalb Millionen Einwohnern, sei die englische Plutokratie in Angst und Schrecken versetzt worden. Und im folgenden Monat warfen seine Besatzungen pflichtbewusst weiterhin den grössten Teil ihrer Bomben auf die Hauptstadt der Plutokraten. Die erste angriffsfreie Nacht, die London seit dem 7. September erlebte, war die Nacht zum 4. November, aber die Bomber kamen schon in der nächsten Nacht zurück, und in den folgenden zehn Nächten fanden erneut schwere Luftangriffe statt. Am 14. November war Coventry das Ziel, aber am 15., 16. und 17. November galten die Angriffe wieder London. Und dann änderte sich die deutsche Strategie.

Wie das Zielgebiet Ende September vom Londoner East End auf ganz London ausgedehnt worden war, wurde es Ende November erneut vergrössert und umfasste nun ausser London fast alle wichtigen Industriestädte Grossbritanniens. Ab Mitte November bis Ende Januar war die deutsche Luftwaffe in fast allen Nächten, in denen überhaupt Einsätze geflogen werden konnten, mit zahlreichen Maschinen über England, aber von 28 Angriffen mit über 100 Flugzeugen, die zwischen dem 18. November 1940 und dem

19. Januar 1941 geflogen wurden, galten nur sechs London; zwei der insgesamt elf leichten Angriffe hatten London als Ziel – in beiden Fällen handelte es sich allerdings um Ablenkungsangriffe, während die Masse der deutschen Bomber kleinere Städte angriff.

Dann folgte eine Pause vom 19. Januar bis zum 8. März. In diesem Zeitraum waren lediglich fünf verhältnismässig leichte Angriffe zu verzeichnen: am 29. Januar einer auf London, im Februar zwei auf Swansea und Anfang März zwei auf Cardiff.

Die schweren Angriffe wurden am 8. März fortgesetzt, als 120 Bomber über London waren, und hielten fast ohne Unterbrechung bis Mitte Mai an, aber auch jetzt war London wieder nur eines von vielen Zielen. Die Stadt erlebte im März zwei schwere und einen sehr schweren Angriff; im April waren es zwei sehr schwere Angriffe, die bei den Londonern als «der Mittwoch» und «der Samstag» bekannt wurden und von Hitler ausdrücklich als Vergeltungsangriffe für die Bombardierung Berlins befohlen worden waren; im Mai war London das Ziel eines sehr schweren Angriffs.

Der Grund für diesen Zielwechsel ist leicht zu erkennen. Obwohl die Plutokraten von West Ham, Baldham und Battersea von den Bomben der Nationalsozialisten gewaltig mitgenommen worden waren, wobei ihre Zylinder eingedrückt und ihre Cuts schrecklich beschmutzt worden waren, hatten sie offenbar – jedenfalls aus deutscher Sicht – keineswegs den Wunsch, vor den Angreifern zu kapitulieren. Der Versuch, die Engländer dadurch kapitulationsbereit zu machen, dass man die massiert im Umkreis von 25 Kilometern um Charing Cross lebende und arbeitende Zivilbevölkerung bombardierte, war offensichtlich fehlgeschlagen.

Deshalb versuchten die Deutschen es jetzt mit ihrem dritten Plan zur Eroberung Grossbritanniens: «Ziel der weiteren Kriegführung gegen das englische Mutterland muss es daher sein, alle Mittel des See- und Luftkrieges in der Bekämpfung der feindlichen Zufuhr zusammenzufassen, sowie die englische Luftrüstungsindustrie niederzuhalten und ihr womöglich noch stärkeren Abbruch zu tun» (Hitlers Weisung Nr. 23: Richtlinien für die Kriegführung gegen die englische Wehrwirtschaft).

Diese neue Politik war schon am 14. November mit dem sehr schweren Vernichtungsangriff auf Coventry, einer Stadt mit zahlreichen Luftrüstungs- und sonstigen wichtigen Industriebetrieben, eingeleitet worden. Mit Ausnahme der von Hitler im April befohlenen Vergeltungsangriffe galten die deutschen Luftangriffe jetzt weniger der Millionenstadt London als dem Industriezentrum London (obwohl dieser feine Unterschied wohl den meisten entging, deren Angehörige bei diesen späteren Luftangriffen getötet wurden oder deren Häuser danach in Trümmern lagen).

Falls es im deutschen Oberkommando schon frühzeitig Zweifel an der Wirkung dieser Angriffe auf die Stimmung der Londoner gab und falls sie zu gewissen Schwankungen und vielleicht einem frühzeitigen Wechsel der Strategie führten, wirkten sie sich jedenfalls nicht auf die Taktik der deutschen Luftangriffe aus, die mit höchster Intensität und maximaler Stärke fortgesetzt wurden. Ein deutscher Generalstabsoffizier hat festgestellt, London sei auch nach Mitte November, als schwere Angriffe gegen Hafen- und Industriestädte geflogen wurden, das Hauptziel geblieben.

Wäre die englische Abwehr stärker gewesen, hätten die Deutschen versuchen müssen, sie dadurch niederzukämp-

fen, dass sie sämtliche Bomber gleichzeitig ein einziges Ziel angreifen liessen. Tatsächlich war eine Konzentration anfangs nicht notwendig – und wurde auch später nicht sonderlich dringend, obwohl die englische Flak erfolgreicher wurde (die Zahl der für den Abschuss einer feindlichen Maschine notwendigen Granaten, die im September 30'000 betragen hatte, sank auf 11'000 im Oktober, etwa 7'000 im November und Dezember und 4'000 im Januar, weil inzwischen viele Batterien mit Feuerleitradar ausgerüstet waren). Trotzdem blieben die Erfolge mässig: 22 Abschüsse im Oktober, 21 im November und nur 14 im Dezember.

Eine ehemaliger deutscher Bomberpilot hat gesagt, der Anblick der Londoner Flaksperre mit ihren in verschiedenen Höhen liegenden Sprengpunkten habe gelegentlich unerfahrene Besatzungen beunruhigt, aber er hat hinzugefügt, da so wenige Maschinen abgeschossen worden seien, habe man sich bald an dieses Feuerwerk gewöhnt. Die Nachtjäger erzielten ihre ersten grösseren Erfolge erst im März 1941. Das bedeutete, dass die Deutschen London im Jahre 1940 nachts beinahe nach Belieben bombardieren konnten.

Die Bomberverbände flogen London auf unterschiedlichen Kursen und in verschiedenen Höhen an – meistens zwischen 2700 Meter (wo sie von der leichten und mittleren englischen Flak nicht mehr erreicht werden konnten) und 3700 Meter. Gelegentlich befanden sich gleichzeitig bis zu drei solcher «Schichten» von deutschen Bombern über London, aber normalerweise bestand die Angriffstaktik des Gegners darin, zeitlich gestaffelt anzugreifen. Um die Zivilbevölkerung unter möglichst starken Druck zu setzen, wurde die Dauer der Angriffe bewusst ausgedehnt, so dass Luftangriffe von zehn, zwölf oder gar 14 Stunden nicht unge-

wöhnlich waren. Bei massiveren Angriffen flogen die Bomberbesatzungen in einer Nacht zwei Einsätze über London, und während der beiden grossen Vergeltungsangriffe im April 1941 flogen manche Besatzungen sogar drei – ein regelrechter Pendelverkehr zwischen ihren Stützpunkten jenseits des Ärmelkanals und dem Zielgebiet.

In mond hellen Nächten wurde versucht, bestimmte Ziele in London anzugreifen. Anfangs erhielten die Verbände – Gruppen oder Geschwader – Einzelziele zugewiesen. In mondlosen Nächten wurde das gesamte Stadtgebiet bombardiert, obwohl die deutsche Luftwaffe auch dann versuchte, das Zielgebiet markieren zu lassen, indem sie eine Zielfindergruppe vorausschickte: das berühmte Kampfgeschwader 100. Dieser Verband, der ursprünglich nur eine Gruppe gewesen und später zu einem Geschwader ausgebaut worden war, verfügte über verschiedene elektronische Navigationsgeräte, mit deren Hilfe sie über Funk ins Ziel geführt werden konnte. Die beiden bekanntesten Methoden waren das X-Verfahren und das Y-Verfahren. Ersteres bestand im Prinzip aus einem Leitstrahl, dem der Bomber folgte, und einem weiteren Funkstrahl, der sich mit dem ersten über dem Ziel kreuzte. An diesem Kreuzungspunkt drückte der Bombenschütze einfach auf den Auslöseknopf für die Bomben, während andere Maschinen sogar mit einem automatischen Abwurfgerät ausgerüstet waren, das auf dieses Signal ansprach. Das Y-Verfahren arbeitete mit einem über das Ziel gelegten Leitstrahl; das Flugzeug wurde kurz vor dem Zielgebiet durch Peilung und Entfernungsmessung auf den Leitstrahl gesetzt und erhielt dann von der Bodenstelle das Abwurfzeichen.

Zwischen englischen und deutschen Wissenschaftlern ent-

wickelte sich ein erbitterter elektronischer Geheimkrieg. Die Engländer sendeten falsche Funkstrahlen, um die nach dem X-Verfahren einfliegenden deutschen Maschinen vom Kurs abzubringen. Sie brachten es sogar fertig, den Y-Funkstrahl zu «beugen». Einige englische Nachtjäger waren mit Empfängern für den Leitstrahl ausgerüstet, weil man hoffte, sie würden damit in Position gelangen können, um die einfliegenden deutschen Bomber abzufangen. Diese Bemühungen waren jedoch vergebens, was London betraf: Die Stadt bot ein so riesiges Ziel, das zudem ganz in der Nähe der deutschen Stützpunkte lag, so dass Navigationshilfen eher ein Luxus als eine Notwendigkeit waren.

Trotzdem wurden die Leitstrahlen bei Angriffen auf London verwendet. Sie waren allerdings im Allgemeinen nicht sehr genau. In der Nacht, in der die Londoner City brannte, am 29. Dezember 1940, waren als Zielfinder He 111 des KG 100 eingesetzt, die mit dem X-Verfahren geführt wurden. Die für diesen Angriff vorbereitete Karte zeigt, dass der Kreuzungspunkt der Funkstrahlen etwa über dem Piccadilly Circus hätte liegen sollen. Tatsächlich warf das KG 100 seine Leuchtbomben jedoch etwa drei Kilometer weiter östlich in der Nähe der St.-Pauls-Kathedrale ab.

Wie ein deutscher Stabsoffizier berichtet hat, setzte die Luftwaffe ihre Angriffe im Frühwinter fast ohne Rücksicht auf das Wetter fort und flog ihre Einsätze häufig unter Bedingungen, die früher als äusserst gefährlich oder sogar unmöglich gegolten hätten. Wenn die Ju 88 und He 111 nicht eingesetzt werden konnten, weil sie längere Startbahnen brauchten und mit höherer Geschwindigkeit landeten, flogen die veralteten Do 17 allein. Das führte dazu, dass die auf Witterungseinflüsse zurückgehenden deutschen Verluste

(zum Beispiel durch Bruchlandungen, Vereisung oder Absprung der Besatzung bei schwerwiegenden Navigationsfehlern) die Verluste durch die englische Abwehr bei Weitem überstiegen.

Die operative Stärke der deutschen Bomberverbände im Westen ging von etwa 860 Maschinen im 1. September 1940 auf 820 am 1. Oktober und etwas über 700 am 1. Dezember zurück. Und die Zahl der über dem jeweiligen Ziel eintreffenden Maschinen sank entsprechend. Bei den letzten zwölf Septemberangriffen waren es durchschnittlich 197; bei den letzten zwölf Oktoberangriffen war diese Zahl auf 134 zurückgegangen, und im November betrug der Durchschnitt bei den ersten zwölf Angriffen 128 Bomber.

Trotzdem machten die Deutschen noch einige Wochen lang weiter und schickten in die Luft, was sie nur konnten. Und indem sie von ihren Besatzungen teilweise zwei Einsätze pro Nacht verlangten, schafften sie es im Dezember noch, gelegentlich Grossangriffe mit 300 oder gar 400 Maschinen zu fliegen. Aber dieses Tempo konnte nicht ins neue Jahr hinein durchgehalten werden. Ein entscheidender Faktor war die bei schlechtem Wetter rasche Verschlechterung der Bomberflugplätze in Frankreich und den Niederlanden, weil nur wenige von ihnen betonierte Rollwege und Start- und Landebahnen besaßen. Im Januar 1941 betrug die Zahl der im Durchschnitt über dem Ziel eintreffenden deutschen Bomber nur noch 120, und von Ende Januar bis Anfang März wurden die Angriffe gegen England praktisch eingestellt.

Zu dieser langen Angriffspause trug vor allem auch eine Änderung der deutschen Strategie auf höchster Ebene bei. Im Dezember 1940 fiel die Entscheidung, im Frühsommer

des kommenden Jahres Russland anzugreifen. Hitler konnte sich nicht leisten, seine Bombengeschwader durch Unfälle dezimieren zu lassen. Und die Angriffspause gab der Luftwaffe die Möglichkeit, ihre Bomberverbände aufzufüllen und wieder auf ihre ursprüngliche Stärke zu bringen. Als die Luftangriffe im März 1941 wieder aufgenommen wurden, waren die deutschen Kampffliegerverbände im Westen – trotz Abgaben nach Nordafrika und für den Kriegsschauplatz auf dem Balkan – zahlenmässig ebenso stark wie im September 1940. Ausserdem hatten sie teilweise neue Bomber oder verbesserte Ausführungen alter Maschinen und schwerere Bomben erhalten.

Die deutschen Luftangriffe auf London wären 1940 weit schlimmer und verlustreicher gewesen, wenn die Angreifer nicht hauptsächlich verhältnismässig leichte Bomben hätten verwenden müssen. Die Deutschen waren sich darüber im klaren und versuchten, diesen Nachteil dadurch auszugleichen, dass sie Seeminen an Fallschirmen auf Landziele abwarfen.

Die Magnetminen waren Hitlers erste «Geheimwaffe» dieses Krieges gewesen und hatten im Winter 1939/40 zu hohen alliierten Schiffsverlusten geführt. Durch das «Entgaussen» (Entmagnetisieren) von Schiffen und andere Methoden war diese Gefahr bis zum Sommer 1940 weitgehend gebannt worden, obwohl die Minen gefährlich blieben. Anfangs waren sie von Überwasserschiffen in britischen Küstengewässern gelegt worden, aber im November 1939 begannen Seeflugzeuge damit, sie an Fallschirmen abzuwerfen. Später wurden dafür auch Landflugzeuge eingesetzt: die He 111 des Kampfgeschwaders 4 konnten zwei Magnetminen schleppen, die zu beiden Seiten des Rumpfes unter

den Tragflächen hingen. Als die deutschen Luftangriffe auf England begannen, waren diese Magnetminen als Waffen im Seekrieg bereits veraltet, und da den Deutschen eine grosse Sprengbombe fehlte, setzten sie sofort Minen gegen Landziele ein.

Schon am ersten Angriffstag warfen das KG 4 und andere Bomberverbände an Fallschirmen hängende Minen über dem Hafengebiet ab. Wie einer der Piloten dieses Geschwaders berichtete, wurden er und seine Kameraden im allgemeinen von ihrem gewohnten Minenlegedienst abgezogen, wenn ein Grossangriff auf London bevorstand, und als gewöhnlicher Bomberverband mit Bomben oder Minen eingesetzt. Anfangs wurden die Minen mit Seezündern abgeworfen, die später jedoch ausgebaut wurden. Dieser Einsatz von Minen gegen Landziele war der deutschen Kriegsmarine verständlicher Weise keineswegs recht.

Am 20. September teilte Raeder Hitler mit, gegenwärtig würden zahlreiche Luftminen auf London abgeworfen. An ihrer Wirksamkeit bestehe kein Zweifel, aber jetzt sei der Zeitpunkt für einen grossangelegten Mineneinsatz gekommen, weil nun ein neuer Zündertyp in ausreichender Menge zur Verfügung stehe. Damit meinte Raeder den akustischen Zünder. Die Luftwaffe, die Minen als Bomben verwenden wollte, widersprach natürlich, und Hitler genehmigte am 14. Oktober einen Kompromiss, durch den die Luftwaffe das Recht erhielt, «Minen alter Art» in mond hellen Nächten über London abzuwerfen, weil diese teuren Objekte dann – zumindest theoretisch – gegen entsprechend wertvolle Ziele eingesetzt werden konnten. Und solange die deutschen Angriffe andauerten, kamen diese grossen Zylinder, die jeweils bis zu eineinhalb Tonnen wogen, lautlos pendelnd an

ihren Fallschirmen auf die Strassen und Häuser der britischen Hauptstadt herabgeschwebt.

Während Hitler ihren Abwurf in mondhellten Nächten befahl, um wenigstens eine Art Zielgenauigkeit zu erreichen, wollte es ein merkwürdiger Zufall, dass Churchill vier Wochen zuvor, am 19. September, in einem Memorandum für die Generalstabschefs geschrieben hatte: «Der Abwurf grosser Minen an Fallschirmen beweist, dass der Gegner nicht einmal mehr den Versuch macht, den Anschein zu erwecken, er habe es auf militärische Ziele abgesehen. In 1'500 Meter Höhe kann er nicht die geringste Vorstellung davon haben, was er treffen wird. Das beweist deshalb seine Terrorabsichten gegen die Zivilbevölkerung.»

Dass diese Minen, die allgemein und unzutreffend als «Landminen» bezeichnet wurden, grosses Entsetzen hervorriefen, steht ausser Zweifel. Das war in erster Linie auf die Gewalt ihrer Detonation zurückzuführen, die nicht dadurch gedämpft wurde, dass die Mine sich (wie gleichgrosse Bomben es getan hätten) teilweise in den Boden eingrub; ein weiterer Grund war die unheimliche Stille, mit der diese todbringenden Ungetüme vom Himmel herabschwebten. Eine Mine, die am 28. September lautlos auf dem Gelände des Freizeitparks Park Hill in Croydon niederging, zertrümmerte bei ihrer Detonation beispielsweise alle Fenster in der High Street, zu der man zu Fuss gute zehn Minuten unterwegs ist.

Und hier ist die Schilderung der Detonation einer weiteren deutschen Mine, die auf dem Langham Place ausserhalb des BBC-Gebäudes niederging und unter anderem das alte Hotel Langham zerstörte. Es handelt sich um die Wiedergabe einer von der BBC während des Krieges gemachten Ton-

aufnahme. Der Erzähler dürfte zu den sehr wenigen Menschen gehört haben, die eine Minenexplosion aus solcher Nähe überlebt haben:

«Am Abend des 8. Dezembers 1941 verliess ich das BBC-Gebäude kurz nach 22.45 Uhr und ging in Begleitung eines Kollegen, Mr. Sibbick, zum Fahrradschuppen in den Chapel Mews. Der gewohnte nächtliche Luftangriff war im Gange, und als wir den Fahrradschuppen verliessen, konnten wir in der Ferne Flugzeuge und Flakfeuer hören. Wir fuhren eben von den Mews auf die Hallam Street hinaus, als ich ein Pfeifen und Kreischen hörte, als fälle irgendwo eine grosse Bombe. Dieses Geräusch hielt etwa drei Sekunden lang an und hörte dann abrupt auf – sozusagen mitten in der Luft. Es gab weder einen Aufprall noch eine Explosion oder Vibrationen. Daran erinnere ich mich besonders gut, weil ich dieses Geräusch schon einmal gehört hatte und neugierig war, wodurch es hervorgerufen wurde und weshalb es so plötzlich aufhörte. Dann ratterte irgend etwas übers Dach eines Gebäudes beim Broadcasting House. Ich hob den Kopf, weil ich dachte, es könnten Brandbomben sein, aber das war nicht der Fall. Wir gingen langsam zum Eingang des BBC-Gebäudes zurück, und ich schätze, dass wir für diesen Weg etwa dreieinhalb Minuten brauchten. Mein Kollege ging hinein, gab den Schlüssel zum Radschuppen zurück und radelte in Richtung Oxford Circus davon. Ich blieb am Eingang stehen, sprach mit zwei Polizeibeamten und erkundigte mich nach möglichen Strassensperrungen auf meinem Heimweg. Die beiden hiessen Vaughan und Clarke. In einiger Entfernung vom Eingang des BBC-Gebäudes parkte eine Limousine, und ich konnte links des Wagens den Laternenpfahl in der Strassenmitte vor dem Hotel

Langham sehen. Die beiden Polizeibeamten standen mit dem Rücken zur Strasse und konnten deshalb nicht beobachten, was sich nun ereignete. Während wir uns unterhielten, sah ich, dass sich ein grosses, dunkles, glänzendes Objekt dem Laternenpfahl näherte und dann wieder zurückwich. Ich hielt es für ein einparkendes Taxi. Es machte kein Geräusch. Die Nacht war klar; am Himmel standen nur einige kleine Wolken. Aus Westen kam Mondschein, aber der Portland Place lag zum grössten Teil im Schatten. Wir trugen alle drei unsere Stahlhelme; mein Kinnriemen führte um den Hinterkopf, weil mir kurz nach der Helmausgabe geraten worden war, ihn so zu tragen.

Einige Sekunden später sah ich etwas, das an eine sehr grosse beige und khakifarbene Abdeckplane erinnerte, an der gleichen Stelle niederfallen; der höchste Teil war ungefähr drei bis dreieinhalb Meter über der Strasse, als ich darauf aufmerksam wurde, und schien sieben bis acht Meter Durchmesser zu haben. Es fiel etwa mit der Geschwindigkeit eines ausgebreiteten Taschentuchs und verursachte dabei kein Geräusch. Damals wurden Ausbesserungsarbeiten am Broadcasting House vorgenommen, und ich vermutete verständlicherweise, dies sei eine Abdeckplane, die sich losgerissen habe und von dem Gebäude auf die Strasse gefallen sei. Sonstige Anzeichen für eine unmittelbar bevorstehende Gefahr gab es nicht. Ich machte die Polizeibeamten darauf aufmerksam. Sie drehten sich um, konnten aber nichts erkennen. Es war zusammengesunken und wurde von unserem Standort aus teilweise durch den Wagen verdeckt; ausserdem lag die Fahrbahn an dieser Stelle im Schatten. Die beiden erklärten mir, sie könnten nichts erkennen. Dann folgten einige Scherzworte, aber ich bestand darauf, etwas



Folgen der Bombardierung in der Oxford Street



Beobachtungsposten registrieren jede Bewegung im Luftraum über England

Im Oktober 1940 verwüstet: Bahnhof St. Pancras







Die zerstörte Kathedrale von Coventry

auf die Strasse fallen gesehen zu haben. Daraufhin wollten die beiden hingehen und nachsehen. Ein dritter Polizeibeamter, Mortimer, war inzwischen herangekommen – er war eben dabei, eine Dame über die Strasse zu bringen. Aber als er hörte, dass ich irgend etwas gesehen hatte, erklärte er mir, er werde sie im Gebäude warten lassen, bis festgestellt sei, worum es sich handele. Vaughan ging voraus, während Clarke am Randstein stehenblieb, um mich zu fragen, wo das Objekt genau niedergegangen sei. Ich ging auf ihn zu und rief, ich wolle es ihm zeigen. Seitdem ich das dunkle Objekt gesehen hatte, war etwa eine Minute vergangen. Ich ging auf die Abdeckplane zu und hatte einen Punkt links von Clarke – etwa zwei Meter vom Randstein und acht bis zehn Meter von dem ‚Ding‘ entfernt – erreicht, als Vaughan sehr schnell auf mich zugerannt kam. Er rief etwas, das ich nicht verstand. Im gleichen Augenblick hörte ich ein sehr lautes Zischen, als ob ein Flugzeug sich mit abgestelltem Motor im Sturzflug befinde – oder wie eine riesige Zündschnur. Es dauerte etwa drei bis vier Sekunden; es kam nicht von dem mir zugekehrten Ende des ‚Dinges‘, kann aber vom anderen Ende gekommen sein.

Vaughan rannte links an mir vorbei, und Clarke, der seinen Warnruf offenbar verstanden hatte, lief ebenfalls auf das Gebäude zu. Da mir klar war, dass ich erst hätte kehrtmachen müssen, bevor ich losrennen konnte, ging ich instinktiv in die Hocke. Selbst in diesem Augenblick dachte ich noch nicht an eine auf der Strasse drohende Gefahr, sondern stellte mir vor, sie müsse von oben, aus Richtung Portland Place, kommen. Ich hob deshalb den Kopf, und bevor ich mich als nächstes flach hinwerfen konnte, explodierte das Ding auf der Strasse. Als ich den Kopf einzog, sah ich ei-

nen Augenblick lang eine grosse, blendend weisse, flirrende Lichtkugel und zwei konzentrische Farbkreise, der innere lavendelfarben und der äussere violett. Die Kugel schien drei bis fünf Meter hoch zu sein und befand sich neben dem Laternenpfahl. Mehrere Dinge passierten gleichzeitig. Durch einen schweren Schlag auf Wölbung und hinteren Rand meines Stahlhelms wurde mein Kopf zurückgeworfen, aber daran erinnere ich mich nicht, denn während er sich rückbewegte, erhielt ich einen heftigen Schlag auf Stirn und Nasenwurzel. Der Detonationsdruck bog den vorderen Rand meines Stahlhelms auf und schlug mir den Helm vom Kopf. Die Explosion machte einen unbeschreiblichen Lärm – ein Geräusch wie ein kolossales Knurren – und wurde von einem regelrechten Wirbelwind begleitet. Ich fühlte unerträgliche Schmerzen in den Ohren, und alle Geräusche wurden durch ein sehr lautes helles Summen ersetzt, als ich, wie ich später erfuhr, das Gehör verlor, weil meine Trommelfelle geplatzt waren. Ich spürte, dass ich dabei war, bewusstlos zu werden, aber in diesem Augenblick hörte ich eine klare, laute Stimme rufen: ‚Lass dich nicht gehen, reiss dich zusammen – halt dich fest!‘ Das gab mir neuen Mut, und indem ich alle Willenskraft und Energie zusammennahm, gelang es mir, mich nach vorn auf die Knie fallen zu lassen, so dass meine Füsse sich am Randstein hinter mir abstützten und meine Hände mein Gesicht bedeckten.

Ich weiss noch, dass es mir schwerfiel, mir die Ohren zuzuhalten, weil meine Hände sehr wehtaten, was zweifellos auf den Druckstoss zurückzuführen war. Dadurch schienen die Schmerzen etwas abzuklingen. Dann erhielt ich einen weiteren Schlag gegen die Stirn und fühlte mich schwächer. Die Explosion schien in aufeinanderfolgenden Wellen, bei de-

nen der Boden erzitterte, über mich hereinzubrechen. Ich hatte das Gefühl, sie versuche, mich umzuwerfen und vom Randstein wegzudrücken. Dann erhielt ich einen sehr schweren Schlag dicht vor die rechte Schläfe, der mich flach auf die Seite in den Rinnstein warf. Auf unserer Erste-Hilfe-Station wurde später ‚ein Stück Bombe‘ aus dieser Wunde entfernt. Im Rinnstein hielt ich mich mit beiden Händen am Randstein fest und stemmte mich mit den Füßen dagegen. Der nächste Schlag traf meine rechte Brust, und ich merkte später, dass mein zweireihiger Mantel, meine Jacke, eine lederne Kammhülle und einige Papiere aufgeschlitzt worden waren; die Taschenuhr in der oberen rechten Westentasche war auf der Rückseite eingedrückt und innerlich demoliert.

Als ich eben das Gefühl hatte, nicht mehr lange durchhalten zu können, merkte ich, dass der Detonationsdruck nachliess und eine Wolke aus Staub, Schmutz und Trümmerschutt an mir vorbeifegte. Teile drangen in mein Gesicht ein, ich erlitt Hautabschürfungen, irgend etwas durchschlug meinen linken Daumnagel und meine Knöchel wurden aufgeschürft, was mich dazu veranlasste, unwillkürlich den Randstein loszulassen. Obwohl der Detonationsdruck nachliess, wurde ich sofort langsam übers Pflaster auf die Hauswand zugetrieben. Ich wollte mich festhalten, aber es gab nichts, an das man sich hätte klammern können. Ich versuchte zweimal, auf die Beine zu kommen, aber irgend etwas schien mich zu Boden zu drücken. Schliesslich richtete ich mich schwankend auf. Ich sah mich um und hatte den Eindruck, eine Szene aus Dantes *Inferno* zu sehen. Die Front des Gebäudes war von rötlich-gelbem Feuerschein erhellt; links von von mir brannte die Limousine, und die Flammen griffen waagrecht nach dem Gebäude, anstatt in

die Höhe zu streben; Ziegelschutt, Mörtelbrocken und Glassplitter schienen – für mich lautlos – auf dem Pflaster aufzutauchen; einige zusammengekrümmte dunkle Gestalten lagen herum, und genau vor mir erkannte ich zwei Soldaten. Einer von ihnen, der nur etwa einen Meter von der Bresche des Gebäudes, in dem ein Brand zu wüten schien, entfernt war, hockte mit dem Rücken zur Mauer und liess die Arme leblos wie eine Stoffpuppe hängen.

Der zweite war näher, ungefähr dreieinhalb Meter von dem brennenden Auto entfernt; er setzte sich mit angezogenen Knien auf und stützte sich mit beiden Händen ab – seine Hose war ihm vom Leib gerissen worden. Ich sah, dass er nackte Beine hatte und eine kurze graue Unterhose trug. Er lebte und war bei Bewusstsein.

Ich forderte ihn auf, sich an einer der Säulen am Eingang festzuhalten und wie der Teufel um Hilfe zu schreien, sobald er jemand kommen sah oder hörte. Dann ging ich zurück, um nach dem anderen Soldaten zu sehen. Er hockte noch immer in gleicher Haltung da, und ich fürchtete, dass er tot war. Ich sah mich um. Am Randstein vor dem Gebäude lag eine ausgestreckte dunkle Gestalt unbeweglich mit dem Gesicht nach unten – möglicherweise Vaughan. An der Mauer des Gebäudes schienen weitere zwei dunkle, zusammengekrümmte Gestalten zu liegen. Ich hatte nicht die Kraft, sie umzudrehen oder hochzuheben. Ich fragte mich, woher das Wasser komme, das auf mein Gesicht tropfte, und merkte bald, dass es Blut aus meinen Kopfverletzungen war. Ich sah nirgends eine Bewegung und hielt es für besser, mich nach meinem Stahlhelm und meiner Gasmasken umzusehen, die ich zum Zeitpunkt der Detonation umgehängt getragen hatte. Ich fand die Gasmasken bald wieder und hob einen Stahlhelm auf, der nicht mir gehörte.

Dann stiess mein zurückgekehrter Kollege zu mir, und ich ging mit ihm zum Eingang, wo ich für die draussen Liegenden um Hilfe rief und verlangte, jemand solle mit einem Feuerlöscher kommen und den brennenden Wagen löschen, weil ich fürchtete, der Feuerschein könnte weitere Bombenabwürfe herausfordern.

Ich ging zu unserer Erste-Hilfe-Station hinunter, wo ich behandelt wurde, und ruhte mich danach im Auditorium 1 aus, bis ich von Krankenträgern abgeholt und ins Middlesex Hospital eingeliefert wurde. Dort wurde ich so fürsorglich und freundlich wie überhaupt vorstellbar behandelt. Später hörte ich, dass ‚das Ding‘ eine Landmine gewesen war, deren Detonation neun Sekunden lang gedauert hatte.

Möglicherweise ist die Wirkung des Explosionsdrucks auf meine Kleidung von Interesse: Ich trug zu diesem Zeitpunkt Hosenschnallen, die beim Radfahren meine Hosenbeine an den Aufschlägen zusammengehalten hätten. Nach der Detonation war mein zweireihiger Mantel hinten aufgeplatzt, wies mehrere Löcher auf und wurde noch vom Gürtel zusammengehalten. Meine Hose und die Unterhose wiesen zahlreiche zwei bis drei Zentimeter lange Schnitte auf, aber die Hosenschnallen hatten offenbar verhindert, dass die Druckwelle in die Hosenbeine hineinfuhr und mir die Hose vom Leib riss. Ein verknoteter Wollschal, den ich um den Hals trug, bewahrte Hals und Brust zweifellos vor Splintern, wie sie aus meinem Gesicht entfernt wurden, das unbedeckt gewesen war.»

Manche Fallschirmminen detonierten nicht und stellten dann eine offenkundigere und in vieler Beziehung bedrohlichere Gefahr dar als Bombenblindgänger, weil bekannt war, dass sie durch die Nähe von Eisen oder durch Erschütterungen hochgehen konnten.

Die Entschärfung von Bombenblindgängern war auch für Fachleute sehr gefährlich, und die Offiziere und Mannschaften der Royal Engineers (Pioniere), die diese unangenehme Aufgabe übernahmen, erhielten viele Tapferkeitsauszeichnungen. Die Entschärfung von Minenblindgängern war in vieler Hinsicht ebenso gefährlich, denn obwohl sie im Allgemeinen nicht erst ausgegraben werden mussten, konnte niemand Vorhersagen, was für neue Zünder und Fallen die Deutschen in diese Ungetüme eingebaut hatten. Dafür war im Allgemeinen die Royal Navy zuständig, und Professor Peter Danckwerts, damals ein Marineoffizier, der für seine Tätigkeit als Minenentschärfer in London mit dem Georgskreuz ausgezeichnet wurde, hat seine Erlebnisse geschildert:

«Während der deutschen Luftangriffe im Jahre 1940 war ich als Bombenräumoffizier der Marine dem Londoner Hafen zugeteilt. Ich hatte die im Hafengebiet niedergehenden Bombenblindgänger zu entschärfen. Das war keine sonderlich interessante Aufgabe, denn die meisten Blindgänger fielen ins Wasser und verschwanden, so dass ich nicht viel zu tun hatte und etwas enttäuscht war. Eines Nachts hielt ich mich im Keller des Verwaltungsgebäudes der Port of London Authority auf, der während der deutschen Luftangriffe ein sehr sicherer, behaglicher Aufenthaltsort war. Draussen herrschte fürchterlicher Krach. Der Fussboden schien von Zeit zu Zeit zu schwanken. Dann klingelte das Telefon. Am Apparat war ein Luftschutzleiter aus einem der nördlichen Stadtbezirke Londons, der sagte, auf einer dortigen Geschäftsstrasse sei ein Gegenstand niedergegangen, den der zuständige Bombenräumoffizier für eine Magnetmine halte. Er wusste nicht, ob er tatsächlich eine vor sich hatte, weil er noch keine gesehen hatte, aber er wollte wissen, ob sie wohl

detonieren werde, wenn er sie auf einen Lastwagen lade und abtransportiere. Ich versicherte ihm, das sei sogar sehr wahrscheinlich, aber dann stellte sich heraus, dass er sie bereits abtransportiert hatte, ohne dass sie detoniert war – er hatte also Glück gehabt. Am nächsten Morgen fuhr ich mit einem Offizier der Admiralität – ich will ihn R. nennen –, der ein Minenspezialist war, hin, um dieses Ding zu besichtigen, und wir wollten uns gleichzeitig zwei weitere Minen ansehen, die ebenfalls in dieser Nacht abgeworfen worden waren. Die erste, die der Bombenräumoffizier abtransportiert hatte, lag mitten auf einer grossen Rasenfläche und kam mir riesig vor. Sie war zweieinhalb Meter lang und hatte über einen halben Meter Durchmesser – dicker als ein Briefkasten in Säulenform und länger als ein grosser Mann. Sie war dunkelgrün und hatte hinter sich einen riesigen Fallschirm ausgebreitet, der aber nicht aus Seide, sondern aus einer Art Bespannstoff angefertigt war. Sie wog eine Tonne, enthielt eine Dreivierteltonne Sprengstoff und steckte voll verschiedener Vorrichtungen, die in ihre Seite eingelassen waren. Dies war eine gewöhnliche Magnetmine, mit denen die Deutschen die englischen Küstengewässer und die Häfen und Flussmündungen Englands vermint hatten; aber als während der deutschen Luftangriffe viele davon abgeworfen wurden, wurde sie als Landmine bezeichnet, obwohl sie in Wirklichkeit eine ganz gewöhnliche Magnetmine war, die an Land detonierte, wenn sie über Land abgeworfen wurde.

Dieser Stabsoffizier R. führte uns vor, wie man mit dem Ding hätte umgehen müssen. Vor allem war in die Mine seitlich ein kleiner Zünder, der sogenannte Bombenzünder, eingelassen. Dieser Zünder sollte die Mine zur Detonation bringen, wenn sie statt ins Wasser auf Land fiel, und er

schraubte ihn heraus. Dazu hatte er einige Spezial Werkzeuge. Das Gewinde klemmte, aber er schraubte den Zünder heraus und warf ihn zu Boden. Etwa zehn Sekunden später knallte es, und der Zünder detonierte. Er erklärte uns, das zeige, wie vorsichtig man mit diesen Dingen umgehen müsse – wenn man die Mine etwas herumrolle, ohne den Zünder ausgebaut zu haben, gehe sie leicht hoch. Wenn die Mine ins Wasser fiel, funktionierte der Bombenzünder nicht, weil die Mine versank und der Wasserdruck einen kleinen Stift hineindrückte, der den Zünder stilllegte. Fiel die Mine dagegen auf festen Boden, begann der Zünder zu summen und summte 15 Sekunden lang – oder sollte zumindest 15 Sekunden lang summen, bevor er zündete, aber manche summten nur einige Sekunden lang und blieben dann stecken, und wenn man die Mine danach herumrollte, summte sie die restlichen Sekunden lang und ging dann hoch.

Wie R. sagte, kam es beim Entschärfen solcher Minen vor allem bei etwa notwendigen Lageveränderungen vor dem Zünderausbau darauf an, ständig genau hinzuhören und sofort loszurennen, falls man ein Summen hörte, weil man dann bis zu 15 Sekunden Zeit zur Flucht hatte.

Diese Mine enthielt noch eine Menge weiterer Vorrichtungen, deren Ausbau er uns zeigte. In einer Öffnung in der Seitenwand der Mine steckte ein elektrischer Zünder, der sehr schwer und nur mit einem Spezialwerkzeug herauszuholen war. Gegenüber befand sich eine weitere kleine Öffnung, deren Abdeckung er aufschraubte, worauf mit gewaltigem Surren eine einen Meter lange Spiralfeder herausschoss und über den Rasen segelte. Wir beiden anderen waren erschrocken, weil wir nichts davon gehnt hatten, aber

er sagte: ‚Schon gut, Sie können zurückkommen, das passiert immer, das gehört mit zum Programm.‘ Und zuletzt blieb eine grosse unverschraubte Abdeckplatte übrig, die wir mit einiger Mühe aufschraubten, und darunter befand sich eine grosse Uhr aus Plexiglas, so dass man das Uhrwerk sehen konnte, von der zahlreiche verschiedenfarbene Drähte wegführten. Das war die Uhr, die zu ticken begann, wenn die Mine ins Wasser fiel und sie nach etwa 20 Minuten in eine Magnetmine verwandelte. Wir nahmen sie also heraus und knipsten die Drähte ab, wonach die Mine völlig harmlos war.

Dann fuhren wir weg, um uns die beiden anderen anzusehen. Eine war auf ein kleines Haus gefallen, in dem die Familie beim Abendessen gesessen hatte. Die Leute sassen in der Küche, als es in der Speisekammer laut krachte: grosses Getöse, fallende Dachziegel und so weiter. Sie versuchten, die Tür zu öffnen, um zu sehen, was passiert war, aber sie liess sich nicht öffnen, deshalb verliessen sie das Haus durch die vordere Tür, gingen zum Hintereingang und stellten dort fest, dass eine Mine an der Tür zur Spülküche lehnte. Sie stand noch dort, als wir eintrafen, und das Abendessen war ebenfalls noch auf dem Tisch.

Nach dieser Vorführung nahm ich einen Zünder aus einer dieser Minen mit in meine Unterkunft. Ich beschäftigte mich mit ihm und zerlegte ihn am gleichen Abend gemeinsam mit einem Torpedooffizier, der damals zur Hafenbehörde abkommandiert war, und wir waren der Überzeugung, seine Funktionsweise ziemlich genau zu kennen. Das war ein günstiger Zufall, denn in dieser Nacht kam ein weiterer Anruf, diesmal aus dem Süden Londons, wo drei weitere grosse Objekte an Fallschirmen niedergegangen waren.

Der dortige Bombenräumoffizier sagte, dafür sei die Marine zuständig, weil er sie für Minen hielt, und der Luftschutzleiter erkundigte sich, was ich zu unternehmen gedächte. Ich erklärte ihm, ich sei eigentlich nicht für Minen, sondern nur für Bomben zuständig. Er sagte: ‚Grosser Gott, wer ist dann für Minen zuständig?‘ Ich sagte: ‚Tut mir leid, aber die nächsten Leute sind unten in Portsmouth, fürchte ich.‘ Er sagte: ‚Das ist alles schön und gut, aber ich habe wegen dieser Minen mehrere tausend Leute evakuieren müssen und kann nicht auf Fachleute aus Portsmouth warten.‘ Ich rief also HMS *Vernon* in Portsmouth an – die dortige Torpedo- und Minenschule – und fragte den Offizier vom Dienst, ob ich hinfahren und diese Minen entschärfen dürfe. Ich erklärte ihm, ich sei der Überzeugung, das Verfahren zu beherrschen, und er stimmte widerstrebend zu.

Ich ging also los und weckte den Torpedooffizier, der den Zünder gemeinsam mit mir zerlegt hatte, sowie meinen Oberbootsmann, der ebenfalls ein Torpedemann war; beide waren mechanisch sehr geschickt, wenn es darum ging, schwierige Sachen aufzuschrauben. Wir hatten natürlich nicht das richtige Werkzeug für diese Aufgabe. (Man hätte antimagnetisches Werkzeug verwenden sollen, und ausserdem waren diese Dinger sehr schwer aufzuschrauben, wenn man nicht das richtige Werkzeug dafür hatte.) Aber wir nahmen einen Haufen Schraubenzieher mit – und vor allem ein Bindfadenknäuel, ohne das man beim Bombenräumen nicht auskommt.

Na ja, wir fuhren mit einem Wagen los, den wir uns von der Admiralität besorgt hatten, und erwischten eine schreckliche Nacht. Wir fuhren um Bombenkrater und demolierte Strassenbahnwagen und brennende Gasleitungen

herum und an wild schiessenden Flakbatterien vorbei. Unser Fahrer war durch nichts zu erschüttern. Ich bewunderte ihn, aber nach einiger Zeit gerieten wir in die Wildnis von South London und verfuhrten uns natürlich. Wir wussten nicht, wo wir waren, und hatten auch keine Ahnung, wo die drei Minen, die wir suchten, liegen sollten. Wir waren zu Fuss in Gassen unterwegs, auf die es Granatsplitter herabregnete, und hatten erst das Gefühl, auf der richtigen Spur zu sein, als wir einen Mann im Schlafrock sahen, der einen Koffer trug. Als wir ihn anhielten und fragten, antwortete er, die Mine sei in den Garten eines Hauses ganz in der Nähe seines eigenen Hauses gefallen. Wir bewogen ihn also dazu, uns zurückzuführen und sie uns zu zeigen.

Wir gingen in den Garten hinter einem kleinen Haus. Dies war unsere erste Mine, und wir sahen sie zwischen den Büschen liegen, während ihr Fallschirm über der Mauer zum Nachbargarten hing. Wir sahen sie uns im Schein unserer Taschenlampe an und stellten fest, dass der wichtige Zünder bedauerlicherweise auf der Unterseite lag, so dass wir die Mine herumrollen mussten, um an ihn heranzukommen. Mein Oberbootsmann und ich rollten sie sehr, sehr vorsichtig zur Seite, während unser dritter Mann dabei mit dem Ohr möglichst an dem Zünder blieb, um zu hören, ob er summt. Aber er summt nicht.

Als der Zünder sich an der Seite befand, schraubten wir ihn los. Aber wir nahmen ihn nicht heraus, weil die Deutschen gelegentlich Bombenzünder mit einem Sprengsatz kombiniert hatten, der die Bombe hochgehen liess, wenn man den Zünder herausnahm. Das war natürlich auch bei solchen Minen möglich. Nachdem wir den Zünder soweit herausgeschraubt hatten, dass er locker auf dem Gewinde

lag, banden wir den Bindfaden daran und zogen uns über die Mauer in den nächsten Garten, über eine weitere Mauer in den übernächsten Garten und dort um die Hausecke zurück, wobei wir den Bindfaden abrollten. Von dort aus riss ich an der Schnur. Sie wirkte irgendwie elastisch, und als ich losliess, ging sie in die Ausgangsstellung zurück, so dass wir über die Mauern zurückkletterten und nachsehen mussten. Der Bindfaden hatte sich natürlich an einem Rosenbusch oder dergleichen verfangen. Wir machten ihn frei, verschwanden wieder und zogen zum zweitenmal – diesmal mit Erfolg, denn als wir zurückkamen, sahen wir den Zünder auf der Erde liegen. Ich nahm den Glühzündapparat ab, wodurch er unschädlich wurde. Aber ich machte doch den Versuch, den Zünder ein paar Meter weit zu werfen – und er detonierte tatsächlich, er zündete und bewies damit, dass wir recht gehabt hatten, als wir ihm sehr vorsichtig zu Leibe gegangen waren.

Ich glaube, dass etwa 20 Prozent der abgeworfenen Minen Blindgänger waren, und jeder bedeutete, dass unter bestimmten Umständen bis zu tausend Menschen evakuiert werden mussten. Für die Royal Navy waren diese Minen wichtig, weil jede von ihnen eine voll funktionsfähige Magnetmine sein konnte, die imstande war, ein Schiff zu versenken, falls die Mine auf See gelegt wurde. Deshalb legte die Marine grössten Wert darauf, so viele Minen wie möglich in die Hände zu bekommen, um die Weiterentwicklung der deutschen Magnetminen verfolgen und entsprechende Gegenmassnahmen entwickeln zu können. Die Marine unternahm natürlich entsprechende Schritte, um nur Leute, denen sie zutraute, sich nicht damit in die Luft zu sprengen, an diese Minen heranzulassen, weil sie die Dinger intakt

übernehmen wollte. Wir wurden schliesslich offiziell zu Minenräumoffizieren ernannt.

Diese Geschichte hatte noch ein Nachspiel. Als die Wehrmacht 1945 kapitulierte, lernte ich einen Luftwaffenoberst kennen und führte ein langes technisches Gespräch mit ihm. Er war eine Zeitlang für die Konstruktion von Luftminen zuständig gewesen, und ich fragte ihn, weshalb Magnetminen als Bomben auf London abgeworfen worden seien, ohne dass wenigstens der Versuch gemacht worden sei, sie in den Fluss oder die Hafengebäcke zu werfen. Warum waren sie wie ganz gewöhnliche Bomben über London verstreut worden? Er antwortete: „Daran ist der Generalstab der Luftwaffe schuld gewesen. Ich habe grosse Schwierigkeiten mit diesen Leuten gehabt. Ich habe versucht, sie daran zu hindern. Ich habe darauf hingewiesen, dass diese Waffen als Minen zur Versenkung von Schiffen, nicht als Bomben zur Zerstörung von Gebäuden konstruiert seien, aber sie haben sich nicht umstimmen lassen. Ihnen ist es nur um etwas mit dem grösstmöglichen Knall gegangen, mit dem sie England demoralisieren wollten. Sie versuchten, den Krieg so rasch wie möglich zu beenden, und wir haben es nicht geschafft, ihnen den Einsatz von Minen als Bomben auszureden/ Andererseits bedeutete jede auf London abgeworfene Mine eine Verringerung der Gefahr für die Schifffahrt in englischen Häfen und Küstengewässern und trug dadurch mit dazu bei, den Ausgang der Schlacht im Atlantik zu beeinflussen.“

Niemand wusste, was als nächstes vom Himmel fallen würde. Vage Gerüchte, an die ich mich aus der damaligen Zeit erinnere, sprachen von einer monströsen «Radiumbombe» – wohl eine Folge der vor dem Krieg verbreiteten

Meldungen über Fortschritte auf dem Gebiet der Kernspaltung. Andere Gerüchte, die damals glaubwürdiger erschienen, waren ebenso unbegründet, obwohl sie gelegentlich durch Regierungsverlautbarungen einen glaubwürdigen Anstrich erhielten. Beispielsweise hiess es im November 1940 in einer an alle Luftschutzwarte gerichteten Warnung: «Von feindlichen Flugzeugen sollen Dosen mit Weichkaramellen abgeworfen worden sein. Sie haben Handtaschen form; manche tragen ein buntes Schottenkaromuster mit einem Bilderätsel auf dem Deckel. Die Aufschrift lautet ‚Lyons‘ Assorted Toffee and ‚Skotch‘ mit der Firmenbezeichnung J. Lyons & Co.» Ltd., Nr. 14 oder Cadby Hall, London. Aufgefundene Dosen sind mit Angabe von Fundort und -zeit sofort der Polizei zu übergeben.» Selbstverständlich wurden niemals solche diabolischen Blechdosen aufgefunden, und der Ursprung dieses Gerüchts lässt sich leider nicht mehr klären.

Mr. Mailet, der im Jahre 1940 in Chelsea lebte – «Transport von Röntgengeräten für die Krankenhäuser» lautet seine eigene Berufsbeschreibung –, war damals Brandwächter. Seine Kollegen auf der Brandwache unterhielten sich stets über neuartige und unheimliche Bomben. Eine neue Waffe, von der er erzählen hörte, enthielt eine riesige Spiralfeder, die an die Feder in einem Grammophon erinnerte, «.. .und wenn man von diesem Ding getroffen wurde, trennte es einem angeblich die Beine ab oder köpfte einen oder schnitt einen in der Mitte durch. Wenn man so was hört, lacht man nur, weil man glaubt, die anderen wollten einen veralbern, und achtet nicht weiter darauf. Aber später fallen einem solche Dinge blitzartig wieder ein.»

In einer windigen Nacht hielt er sich während eines Luftangriffs in der Nähe der Old Church in Chelsea auf. «Sie be-

warfen wieder einmal ganz London mit allen möglichen Sachen. Plötzlich hörte ich etwas mit einem dumpfen Aufprall herunter kommen. Vielleicht war es in den Fluss gefallen, das weiss ich nicht. Dann hörte ich ein Geräusch.» Es war ein eigentümliches metallisches Scharren, das im Halbdunkel näherzukommen schien. «Nun, sobald ich dieses Geräusch hörte, erinnerte es mich an das Gerede von dieser Spiralfeder. Ich nahm mir nicht die Zeit, danach zu sehen, sondern rannte gleich los. Ich lief die Church Street entlang, so schnell und so weit ich konnte. Dabei sah ich auf beiden Seiten nur die Häuser und blieb nicht einmal stehen, um vielleicht eine offene Tür zu finden.»

Unterwegs war ihm nämlich klar geworden, dass dieses Ding, dieses Geräusch ihn verfolgte und so schnell über die Strasse klapperte und scharrte, wie er laufen konnte. Es kam ihm sogar näher. «Ich rannte die Strasse hinunter, als sei der Teufel hinter mir her. Dann fiel mir ein, dass dieses verdammte Ding bestimmt nicht um eine Ecke biegen konnte. Als ich die Paultons Street erreichte, bog ich also ab, und das Ding schoss an mir vorbei. Es blieb etwa hundert Meter von mir entfernt auf der Strasse liegen.»

Im Halbdunkel war es als kuppelförmiger Gegenstand mitten auf der Fahrbahn zu erkennen. Mailet wartete einige Minuten lang an der Strassenecke und hielt sich bereit, sofort in Deckung zu gehen, falls das Ding irgendwelche Lebenszeichen von sich geben sollte. Nach einiger Zeit siegte seine Neugier, und er bewegte sich vorsichtig darauf zu. «Und als ich hinkam, fand ich diesen verdammten Mülleimerdeckel, der mich die Strasse entlanggejagt hatte.»

Als Mr. Mailet mir diese Geschichte erzählte, fügte er hinzu: «Sie können jetzt darüber lachen, aber ich schwöre Ih-

nen, dass mir damals nicht zum Lachen zumute gewesen ist!»

Bei Beginn der Luftangriffe verfügten die Deutschen über zwei Typen von Brandbomben. Der erste Haupttyp war die Ölbombe, ein grosses Öl fass mit einem Sprengzünder, der den brennenden Fassinhalt meterweit nach allen Seiten zer-spritzen liess. Diese primitive und nicht sonderlich wirkungs-volle Brandbombe wurde später nicht mehr verwendet. Der zweite Haupttyp war die Stabbrandbombe mit Thermitfü-lung. Sie war knapp einen halben Meter lang und wog nur einige Pfund, so dass ein Bomber Tausende von solchen Brandbomben tragen konnte. Bis sie nach dem Abwurf in Bodennähe gelangten, war ihre Bewegungsenergie so hoch, dass sie ein gewöhnliches Ziegel- oder Schieferdach durchschlugen, und sie brannten mit grosser Hitzeentwick-lung ab, nachdem der Aufschlagzünder des aus einer Ma-gnesiumlegierung bestehenden Behälters gezündet hatte. Manchmal wurden diese Brandbomben einfach aus den Bombenschächten geschüttet; manchmal wurden sie aber auch in Aluminiumbehältern abgeworfen, die in Bodennähe zerplatzten und die Brandbomben auf eine verhältnismässig kleine Fläche verteilten. Sir Aylmer Firebrace, während der deutschen Luftangriffe Brandschutzleiter des Gebiets Lon-don, hat in seinem Buch *Fire Service Memories* geschrieben:

«Es war ein merkwürdiges Erlebnis, im Mittelpunkt einer Konzentration von Stabbrandbomben zu stehen. Eben noch war es auf der Strasse dunkel gewesen; im nächsten Augen-blick wurde sie durch hundert zischende bläulich-weisse Flammen erhellt. Sie machten ein eigenartiges *Plop-plop*-Geräusch, wenn sie auf Fahrbahnen und Gehsteige fielen, das aber wegen des schrillen Surrens der Feuerwehrpumpen

nicht oft zu hören war. Ich hatte nie den Eindruck, sie seien vom Himmel gefallen – sie schienen vielmehr aus dem Boden geschossen zu sein.»

Anfangs liessen sich die deutschen Brandbomben leicht bekämpfen: mit Sand, einem Sandsack oder sonstigem feuerfesten Material; sie konnten sogar mit einer Feuerzange oder dicken Schutzhandschuhen eingesammelt, in einen leeren Eimer geworfen und an einen sicheren Ort getragen werden. Auf der Strasse oder einem Schieferdach konnte man sie unbesorgt liegen lassen, bis sie ausgebrannt waren.

Im Dezember 1940 begannen die Deutschen jedoch, Brandbomben mit einer kleinen Sprengladung in der Nase abzuwerfen, die detonierte, wenn die entstehende Hitze sie erreichte. Wer in diesem Augenblick mit einer Brandbombe hantierte, musste mit schweren Verletzungen rechnen, verlor möglicherweise das Augenlicht und war vielleicht auf der Stelle tot. Von nun an enthielt etwa jede zehnte Brandbombe diesen kleinen Sprengsatz, aber sie waren natürlich alle potentielle Granaten und mussten als solche behandelt werden. Der Umgang mit ihnen wurde erheblich gefährlicher – und wenn sie nicht sofort unschädlich gemacht wurden, konnten sie Grossbrände hervorrufen.

In jeder Nacht, in der die Deutschen Angriffe flogen, kam es zu Bränden, die allerdings bis Ende Dezember weit hinter den Grossbränden im Hafen zurückblieben, die nach den ersten deutschen Luftangriffen ausgebrochen waren. In verdunkelten Häusern, deren Bewohner in einem Schutzraum waren, wurde eine Brandbombe, die das Dach durchschlagen hatte, häufig erst entdeckt, wenn das gesamte Obergeschoss in hellen Flammen stand. Das passierte häufig in Lagerhäusern und Bürogebäuden, die nachts abgeschlos-

sen und menschenleer waren, und trug mit zu dem Flächenbrand der Londoner City Ende Dezember bei.

Der Brandangriff vom 29. Dezember 1940 war aus deutscher Sicht kein besonders grosses Unternehmen. Lediglich 136 Bomber befanden sich über dem Ziel und warfen 127 Tonnen Sprengbomben und 613 Behälterbrandbomben ab. Bei fünf früheren Angriffen auf London (und bei neun Angriffen auf Provinzstädte) waren mehr Brandbomben abgeworfen worden: am 15. November war London mit 1'412 Behälterbrandbomben belegt worden, und am 8. Dezember waren es gar 3'188 gewesen – mehr als das Fünffache der Menge, die drei Wochen später auf die Londoner City niederging. Auch das Zielgebiet war eigentlich anders festgelegt gewesen: Die Funkstrahlen, mit denen die Führungsmaschinen des KG 100 geführt wurden, schnitten sich einige Kilometer weiter westlich. Aber die City musste die Hauptlast der deutschen Angriffe ertragen – noch dazu unter besonders schwierigen Umständen.

Der Luftangriff begann an einem Sonntagabend, mit dem die Weihnachtswoche zu Ende ging. Trotz aller Appelle von rechtlicher Seite waren viele Bürogebäude und Lagerhäuser in der City zum Schutz vor Einbrechern gut abgesperrt, und in vielen gab es keine Brandwachen, die einschlagende Brandbomben sofort hätten bekämpfen können. Auch fast alle Kirchen waren abgesperrt und unbewacht, wobei die St.-Pauls-Kathedrale eine rühmliche Ausnahme bildete. Soweit die Londoner City am Nachmittag des 29. Dezember 1940 noch stand, bestand sie – mit Ausnahme einiger Kirchen und der Festsäle der City Companies – gänzlich aus nach der Mitte des 19. Jahrhunderts erbauten Gebäuden. Moderne Stahlbetonbauten, von denen es nur wenige gab,

waren im Allgemeinen gegen die direkten Auswirkungen von Brandbomben immun. Die Brandsätze verglühten auf ihren Flachdächern, ohne Schaden anzurichten. Im Gegensatz dazu hatten die spätviktorianischen und edwardianischen Gebäude steile Schiefer- und Glasdächer, die von Brandbomben mühelos durchschlagen wurden. Und der in dieser Nacht mit etwa 80 Stundenkilometern wehende Westwind entfachte die Flammen.

Die Feuerwehrmänner sahen sich deshalb bald einer Vielzahl von Bränden gegenüber, die grösstenteils praktisch unzugänglich waren. Und dann brach die Löschwasserversorgung zusammen. Die Reservewasserleitung von der Themse zum Grand Junction Canal, eine durch die City führende, erst kurz vor dem Krieg fertiggestellte 61-cm-Leitung, wurde durch Sprengbomben unterbrochen. Wegen der Vielzahl von Feuerlöschpumpen sank der Wasserdruck schlagartig ab, so dass aus vielen Schläuchen nur noch ein dünner Wasserstrahl tröpfelte. Die wenigen damals existierenden Lösch Wasserreservoirs waren bald leergepumpt. Und die Themse führte an diesem Abend so anomal wenig Wasser, dass die Saugrohre der meisten am Ufer und auf den Brücken aufgestellten Pumpen nicht bis zum rettenden Wasserspiegel hinunterreichten. Die Feuerlöschboote konnten kaum eingesetzt werden; einige von ihnen lagen unterhalb der Tower Bridge wegen einer nicht detonierten Fallschirmmine fest, während eines der wenigen Boote, das Wasser weiterpumpen konnte, mit einem unter Wasser liegenden Wrack zusammensties und für einige Zeit ausser Gefecht gesetzt war.

Der Luftangriff war nur kurz. Er begann wenige Minuten vor 19 Uhr und dauerte lediglich einige Stunden. (Die Deut-

schen hatten ursprünglich zurückkommen wollen, um die Brände erneut zu entfachen, aber zum Glück verhinderten die auf ihren Flugplätzen herrschenden Schlechtwetterbedingungen diesen zweiten Einsatz). Als die Bomber abflogen, loderten unter ihnen fast 1'500 Brände – einige davon in Shoreditch, Finsbury und Stepney, aber nur 1'400 in der Londoner City. Viele von ihnen schlossen sich rasch zusammen und bildeten zwei riesige Flächenbrände: einen ungefähr 45 Hektar grossen im Bereich der Fore Street, der sich selbst überlassen blieb, bis er ausgebrannt war, und einen doppelt so grossen, der alles zwischen Moorgate, Aldersgate Street, Cannon Street und Old Street verzehrte und die flächenmässig grössten Kriegsverwüstungen in ganz Grossbritannien hinterliess. Am Rand dieses grösseren Gebiets stand die St.-Pauls-Kathedrale, vor der Mr. Herbert Mason in dieser Nacht die wahrscheinlich berühmteste Aufnahme von den deutschen Luftangriffen machte. Sie zeigt die Kuppel der Kathedrale, die sich majestätisch über wirbelnden rosa und schwarzen Rauchschwaden erhebt. Mr. Mason hat seine Beobachtungen in dieser Nacht mit folgenden Worten geschildert:

«Ich erinnere mich nur allzu gut an den Abend des 29. Dezembers, eines Sonntagabends. Kurz nach dem Alarm zeichnete sich ab, dass diesmal die City das Angriffsziel war. Es dauerte nicht lange, bis es Brandbomben hagelte. Schon nach etwa einer Stunde schien die ganze City in Brand geraten zu sein. Im Vordergrund standen Gebäude in hellen Flammen, und bald war auch die von Wren erbaute Kirche St. Bride's ein Flammenmeer. Feuerzungen leckten an dem berühmten Kirchturm im Zuckerbäckerstil. In der Ferne war durch den Rauch hindurch zu erkennen, dass die

Brände immer schlimmer wüteten, und im Laufe des Abends zerteilte ein durch die Feuerhitze entstandener künstlicher Sturm die Rauchschwaden, die Gebäude im Vordergrund fielen ein, und dahinter erschien in ihrer ganzen Majestät die St.-Pauls-Kathedrale – ein quälend schönes Bild, das kein Künstler hätte wiedergeben können. Unten auf der Strasse marschierte ich in Richtung Ludgate Hill; die Fahrbahn war mit einem Gewirr von Feuerwehrschräuchen bedeckt, hier und dort huschte eine Ratte vorbei, gelegentlich flog taumelnd ein Vogel durch die Flammen. Die Hitze wurde sehr stark, als ich mich dem Friedhof der St.-Pauls-Kathedrale näherte. Feuerwehrmänner kämpften einen aussichtslosen Kampf. Aus ihren Schläuchen kam erbärmlich wenig Wasser. Dann trat wieder ein neuer Druckstoss auf, und ein sich ruckartig füllender Schlauch schlug aus und brachte Feuerwehrmänner zu Fall. Die Hitze war so stark, dass ein Regen glühender Teilchen niederging und auf meinem Helm klapperte. Cheapside war ein Flammenmeer, in dem die Brände von einer Strassenseite zur anderen übersprangen.

Von meinem Beobachtungspunkt auf dem Dach des *Daily-Afaz7*-Gebäudes, zu dem ich inzwischen zurückgekehrt war, war zu erkennen, dass ich in dieser Nacht die Aufnahme machen können würde, die für alle Zeit die Schlacht um England festhalten würde. Nachdem ich einige Stunden lang gewartet hatte, teilte sich der Rauch wie ein Theatervorhang, und mir bot sich dieser wundervolle Anblick, eher traumähnlich, nicht erschreckend – diesmal fielen nur sehr wenige Sprengbomben. Für mich stand fest, dass dies das zweite Grosse Feuer von London werden würde. Die Tragödie dieser zweiten grossen Feuersbrunst in London war die

Tatsache, dass es so wenige Brandwachen gab. Ich allein hätte Schäden, die in Tausende von Pfund gingen, verhindern können, aber die Gebäude waren abgesperrt, und es gab niemand, mit dem man die Eingänge hätte aufsprengen können. Es gab einfach nicht genug Leute. Ein Jammer!»

In dieser Nacht brannten acht von Wren erbaute Kirchen und die Guildhall nieder, die jedoch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts so gründlich renoviert worden war, dass ihre Zerstörung eher eine gefühlsmässige als eine architektonische Tragödie war. Das Guy's Hospital war von Flammen bedroht und musste geräumt werden. Das Telegrafamt, das Fernmeldeamt und drei Telefonvermittlungen in der City fielen aus. Fünf Bahnhöfe und 16 U-Bahnhöfe wurden geschlossen.

Aber die St.-Pauls-Kathedrale wurde gerettet. Ein Beobachter jenseits des Flusses in Lambeth berichtete:

«Ein unvergesslicher Anblick. Ganz London schien betroffen zu sein, die Stadt war ein einziger Katastrophenherd – bis auf eine Ecke, in der der Nachthimmel klar war. Wegen der gewaltigen Rauchwolken waren Gebäude nur zu erkennen, wenn gelbe Feuerzungen plötzlich einen Kirchturm erhellten, und es erschien ausgeschlossen, dass die City, dass London gerettet werden könnte. In der Ferne war nur ein kleines Stück klarer Himmel als Symbol der Hoffnung zu erkennen, dass der Flammenkreis sich nicht schliessen würde.»

Dieses Stück klaren Himmels befand sich über der Kathedrale, die zumindest ein übereifriger amerikanischer Korrespondent seiner Zeitung bereits als zerstört gemeldet hatte. Allerdings war es geradezu unwahrscheinlich, dass sie diesen Feuersturm unbeschädigt überstehen würde.

In dieser Nacht wurde die St.-Pauls-Kathedrale von 28 Brandbomben getroffen, und Beobachter auf dem Dach des -Gebäudes sahen eine regelrechte Kaskade von der Kuppel abrallen. Die Kuppel ist in Wirklichkeit zweischalig ausgeführt: Zwischen der äusseren, von der Strasse – oder aus der Luft – sichtbaren Kuppel und der inneren, die das Mittelschiff überwölbt, befindet sich ein fast unzugänglicher Zwischenraum mit einer hölzernen Tragkonstruktion. Hätte eine Brandbombe die mit Blei gedeckte äussere Kuppel durchschlagen, wäre die Kathedrale vermutlich niedergebrannt.

Hundert Meter über der brennenden City kämpften die Männer der Brandwache der St.-Pauls-Kathedrale – Geistliche, Gemeindemitglieder und zahlreiche Freiwillige, häufig Architekten, die sich für diese Aufgabe gemeldet hatten – gegen die Brandbomben an. Die Wasserversorgung war schon nach sehr kurzer Zeit unterbrochen, aber zum Glück hatten Dr. Allen und Mr. Linge, die vorausschauenden Leiter der Brandwache, darauf bestanden, dass Löschwasser in Behältern, Wannen und Eimern überall im Gebäude verteilt bereitgehalten wurde. Mit diesem Wasser, das mit Luftschutzbrandspritzen gefördert wurde, wurde die Kathedrale gerettet. Das war allerdings keine leichte Arbeit. Bomben im Dachstuhlgebälk waren besonders gefährlich und nur unter Schwierigkeiten zu löschen. Einige brannten bis zu einer Dreiviertelstunde lang, obwohl sie von zwei Löschtrupps, die gleichzeitig von oben und unten vorgingen, bekämpft wurden.

Aber die gefährlichste aller Brandbomben war nicht zu erreichen. Sie war senkrecht zur Wölbung in die Kuppel eingedrungen und steckte bis zur Hälfte in der äusseren Schale.

Obwohl die Kuppel nicht wirklich brannte, schmolz das Blei wegen der Hitzeentwicklung der für die Brandwache unerreichbaren Bombe, so dass es nur noch eine Frage der Zeit zu sein schien, bis die Brandbombe in den Zwischenraum mit seinem Gebälk fiel, das wie Zunder brennen würde. Der Dekan hat dazu festgestellt: «Wir wussten, dass ein Brand des Kuppelgebälks in dieser grossen Höhe rasch zu einem brüllenden Feuersturm angefacht werden würde...» Aber während die um ihre Kathedrale bangenden Männer auf die anscheinend unausweichliche Katastrophe warteten, geschah etwas Unerwartetes: Die Bombe rutschte über die Kuppel nach unten und fiel auf den steinernen Umgang, wo sie rasch und mühelos gelöscht wurde.

Obwohl das Haus des Domkapitels, das Küsterhaus und das Organistenhaus (alle drei in unmittelbarer Nähe der Kathedrale) ausbrannten und eines der Domherrenhäuser schwer beschädigt wurde, überstand die Kathedrale diese Schreckensnacht beinahe unbeschädigt.

Eine Frau erinnert sich an die Nacht, in der die City brannte:

«Ich bin mit einigen der Feuerwehrmänner aufs Dach gestiegen, um die City zu beobachten. Ich konnte die St.-Pauls-Kathedrale dort stehen sehen, wie es um sie herum brannte, und hab' nur gesagt: .Lieber Gott, lass sie bitte stehen!' Ich hatte unwillkürlich das Gefühl, wenn die Kathedrale abgebrannt wäre, hätten wir einen unersetzlichen Verlust erlitten. Aber sie hat allen Gefahren getrotzt. Und als die Jungs zurückgekommen sind, haben die Feuerwehrmänner gesagt: »Dort sieht's schlimm aus, aber die alte Kirche hat sich tapfer gehalten.' Das war wunderbar.»

Eine Nacht in Chelsea

Der grosse Brand der Londoner City hatte unwiderlegbar die Unzulänglichkeit der Brandschutz- und Brandbekämpfungsmassnahmen bewiesen. Die Regierung war entsetzt und erliess im Januar neue Verordnungen, die den zuständigen Minister ermächtigten, Personen beiderlei Geschlechts innerhalb bestimmter Altersgrenzen zum Zivilschutz dienstzuverpflichten. Männer zwischen 16 und 60 Jahren mussten sich registrieren lassen und hatten bis zu 48 Stunden im Monat als Brandwachen Dienst zu tun; diese Verordnung wurde später auch auf Frauen ausgedehnt. Eine weitere Verordnung bestimmte, dass Firmengebäude bewacht und mit Brandbekämpfungsmitteln ausgestattet werden mussten.

Diese Verordnungen bewirkten einen grundlegenden Wandel im Wesen des englischen Luftschutzes. Der bisher hauptsächlich auf freiwilliger Basis verwirklichte Zivilschutz ging jetzt immer mehr in die Hände von Dienstverpflichteten über. Was den Brandschutz betraf, erwiesen die neuen Massnahmen sich als sehr erfolgreich. So gelang es den Deutschen trotz aller Bemühungen nie mehr, grössere Teile Londons in Brand zu setzen.

Auch die Vorkehrungen für die Bereitstellung einer ausreichenden Löschwasserreserve wurden grundlegend verbessert: Die Feuerwehren erhielten grosse Mengen Schläuche und transportable Segeltuchreservoire, während in den Kellern vieler Ruinen ortsfeste Wassertanks aufgestellt wur-

den. Später sollte das gesamte Feuerlöschwesen dann verstaatlicht werden.

In der vergleichsweise ruhigen Zeit zwischen Mitte Januar und Anfang März machten auch die aktiveren Luftschutzmassnahmen erhebliche Fortschritte. Ein deutscher Pilot hat berichtet, er habe mit grosser Besorgnis beobachtet, dass Flakgranaten in der Nähe seiner Maschine detoniert seien, obwohl er in Wolken geflogen sei. Wie er sofort erkannte, bedeutete das, dass die englische Flak jetzt mit Radar ausgerüstet war.

Die grössten Fortschritte in den ersten Monaten des Jahres 1941 waren jedoch bei den englischen Nachtjägern zu verzeichnen. Die wachsenden Erfolge dieser Waffe waren darauf zurückzuführen, dass die Piloten und Navigatoren Erfahrungen gesammelt hatten – und dass die Bord- und Bodenradargeräte unterdessen erheblich verbessert worden waren. Das Abwehrsystem basierte im Wesentlichen darauf, dass eine Bodenstation den feindlichen Bomber ortete und die Jägerleitstelle den Nachtjäger an ihn heranführte, bis das Bordradar die gegnerische Maschine erfasste. Der Jäger schloss dann so nahe zu ihr auf, dass er sie durch eigene Beobachtung als feindliches Flugzeug identifizieren konnte, und schoss sie ab. Das setzte einen sehr hohen Ausbildungsstand bei Pilot und Navigator und rasche Entscheidungen der Jägerleitstelle voraus. Sobald diese Voraussetzungen geschaffen waren, wurden die englischen Nachtjäger, wie ein deutscher Bomberpilot bestätigt hat, etwa ab Mitte März eine wesentlich grössere Gefahr für den Gegner als die englische Flak. Wenn er von einem Nachtjäger verfolgt wurde, flog er absichtlich ins Flakgebiet oder sogar zwischen Ballonsperren, um seinen Verfolger abzuschütteln.

Diese nächtlichen Kämpfe – die Entdeckung des Gegners, die heimliche Annäherung am Nachthimmel, die plötzlichen Feuerstöße, sobald der Nachtjäger genau hinter dem Gegner hing, und der Absturz der feindlichen Maschine – fanden weit ausserhalb der Sichtweite der unter den Luftangriffen leidenden Londoner statt. Trotzdem waren die Erfolgsmeldungen der Nachtjäger den bedrängten Londonern Aufmunterung und Genugtuung zugleich. Im Januar und Februar 1941 hatten die Nachtjäger nur neun deutsche Bomber pro Monat abgeschossen, im März waren es 25, im April 34 und im Mai 116 – eine erstaunliche Zunahme.

Die Zivilbevölkerung hatte etwas Aufmunterung nötig, denn obwohl London nach der Angriffspause nur noch selten bombardiert wurde, waren einige dieser Luftangriffe aussergewöhnlich schwer.

Am 8. März bombardierten 125 Flugzeuge die englische Hauptstadt; am 9. März griffen 94 Bomber an; am 15. März waren es 101 Maschinen. Die Schwere dieser Angriffe entsprach etwa den Luftangriffen um Weihnachten. Aber die vier weiteren Angriffe, die London in diesem Frühjahr zu erdulden hatte, waren die schwersten von allen. Am 19. März warfen 479 Bomber 467 Tonnen Sprengbomben und 3'347 Behälterbrandbomben ab; am 16. April, «dem Mittwoch», warfen 685 Bomber 890 Tonnen Sprengbomben und 4'200 Behälterbrandbomben ab; drei Nächte später, an «dem Samstag», folgte der schwerste Angriff mit 712 Bombern, die 1026 Tonnen Sprengbomben und 4'252 Behälterbrandbomben abwarfen; am 10. Mai erlebte London seinen letzten Angriff von 507 Bombern, die 711 Tonnen Sprengbomben und 2'393 Behälterbrandbomben abwarfen.

Hält man sich vor Augen, dass die Deutschen im vergangenen Herbst nur einmal – am 15. Oktober 1940 – über 400 Tonnen Sprengbomben in einer einzigen Nacht abgeworfen hatten, ist die Schwere dieser späten Angriffe klar zu erkennen. Die besondere Wildheit der Mittwoch- und Samstagangriffe ist durch die Tatsache zu erklären, dass sie von Hitler als Vergeltungsangriffe für die Bombardierung Berlins angeordnet worden waren und auf seinen Befehl mit allen verfügbaren Maschinen geflogen wurden. Viele deutsche Bomberbesatzungen flogen in diesen Nächten zwei oder sogar drei Einsätze. Und die jetzt abgeworfenen Bomben waren viel schwerer und die Brandbomben viel wirkungsvoller.

Obwohl die englischen Zivilschutzdienste jetzt erfahrener und inzwischen erstklassig ausgebildet waren, hätte das bloße Gewicht dieser letzten vier Grossangriffe die Londoner Abwehr beinahe erdrückt. Hätten die Deutschen ihre Luftoffensive mit solchen Angriffen begonnen oder sie im April und Mai mit häufig wiederholten Angriffen dieser Schwere fortgesetzt, hätte London ihnen wahrscheinlich nicht standhalten können, ohne zumindest das gesamte System der Luftschutzräume, Evakuierungen und Flugabwehr drastisch zu überprüfen. Glücklicherweise gab es jedoch nur wenige Angriffe dieser Art, die nicht unmittelbar aufeinander folgten, so dass London Gelegenheit hatte, sich von diesen gewaltigen Schlägen zu erholen, denn im gleichen Zeitraum versuchte die deutsche Luftwaffe auch, die wichtigen Provinzstädte in Trümmer zu legen.

(Allerdings wäre es falsch, sich vorzustellen, die Schwere der Angriffe auf Provinzstädte sei in irgendeiner Weise mit den Angriffen auf London zu vergleichen. London, auf das bis zum

14. November etwa 19'000 Tonnen Bomben abgeworfen worden waren, wurde danach bei 14 Angriffen mit über 5'000 Tonnen Bomben belegt. Keine andere Stadt wurde mehr als achtmal bombardiert oder mit mehr als 2'000 Tonnen Bomben belegt.)

Da im April 1941 bereits die Verlegung deutscher Verbände an die Ostfront begonnen hatte, waren diese letzten schweren Angriffe keineswegs der Auftakt zu einer Invasion. Das wirft die Frage auf, weshalb die Deutschen diese mörderischen Luftangriffe führten. Möglicherweise hoffte Hitler, seine «Vergeltungsangriffe» würden die englische Regierung zu einer Änderung ihrer eigenen Bomberstrategie veranlassen; wahrscheinlicher ist allerdings, dass diese Angriffe, durch die die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf Grossbritannien gelenkt wurde, als Tarnung für den deutschen Aufmarsch im Osten gedacht waren; ebenso ist denkbar, dass Hitler und Göring noch in diesem fortgeschrittenen Stadium hofften, es sei möglich, England allein durch Luftangriffe zum Ausscheiden aus dem Weltkrieg zu bewegen, wodurch die Wehrmacht freie Hand im Osten erhalten hätte; ausserdem entsprachen Grossangriffe dieser Art zweifellos Hitlers sadistischer Veranlagung. Trotzdem verfehlten die Angriffe, so brutal sie auch waren, ihre Zwecke – vielleicht mit Ausnahme der Tarnung des bevorstehenden Russlandfeldzugs vor der Sowjetunion.

Brutal waren sie jedenfalls, und die Belastung der nach einem langen Herbst bereits überanstrengten Männer und Frauen des Zivilschutzdienstes war sehr stark. Allerdings kann nicht nachdrücklich genug betont werden, dass die Hauptlast der Luftangriffe auf London von den Feuerwehrmännern getragen wurde – und vielleicht noch mehr von

den Luftschutzwarten. Eine detaillierte Schilderung ihrer Arbeitsweise enthält ein Bericht über einen dramatischen Vorfall während der Dienstagsangriffe. Der Bericht stammt vom Mr. L. W. Matthews, einem Luftschutzwart des Luftschutzreviers D in Chelsea, und betrifft die Bombardierung der Old Church in diesem Stadtteil.

In der Nacht zum 17. April 1941 griffen beinahe 700 deutsche Bomber fast acht Stunden den Süden Londons und die Innenstadt an. Dabei waren über 1'000 tote und 2'000 schwerverletzte Zivilisten zu beklagen; zu den getroffenen Gebäuden gehörten 18 Krankenhäuser und 13 Kirchen, darunter auch die Old Church in Chelsea.

Vermutlich wegen seiner Lage an der Themse und seiner Nähe zum Regierungsviertel, den Kraftwerken und ähnlichen Einrichtungen hatte Chelsea bereits schwere Schäden erlitten. Unter Berücksichtigung seiner Grösse gehörte es zu den am schwersten bombardierten Londoner Stadtteilen; nur Holborn und Shoreditch hatten mehr Bomben pro Hektar abbekommen. In der Nacht, von der hier berichtet werden soll, wurden auf Chelsea – mit einer Gesamtfläche von knapp 270 Hektar – fünf Fallschirmminen, zahlreiche Sprengbomben und viele Hunderte von Brandbomben abgeworfen.

Die Brandwache der Old Church in Chelsea bestand aus Freiwilligen aus der Kirchengemeinde und einigen in der Nähe ansässigen Firmen.

Versuchen wir also, uns diesen Stadtteil unter damaligen Verhältnissen vorzustellen: Der im Krieg ohnehin nur spärliche Verkehr auf den Hauptstrassen beschleunigte sein Tempo, während die Sirenen warnend und herausfordernd zugleich heulten. Entlang den verdunkelten Strassen öffne-

ten und schlossen sich die Haustüren, als die Bewohner zu den Luftschutzräumen am Paultons Square, im Rectory Garden oder den Embankment Gardens aufbrachen. Löschtrupps kamen zusammen und sahen zum Himmel auf, an dem bald die feindlichen Bomber herandröhnen würden.

Luftschutzwarte fanden sich von allen Seiten auf dem Luftschutzrevier ein, um ihre diensthabenden Kollegen zu verstärken. Sie blinzelten, wenn sie aus dem dunklen Korridor in das kleine Klassenzimmer traten, das durch Stahlstützen, die schwere Holzbalken trugen, räumlich noch mehr beengt war. Die Luftschutzwarte waren Männer und Frauen mit Helmen und Drillichuniformen, deren Ausrüstung aus Gasmasken, abgeblendetem Handscheinwerfer und Gürteltaschen mit Meldeblöcken, Axt, Reservelampe und Erste-Hilfe-Ausrüstung bestand. Während Zweierstreifen eingeteilt und losgeschickt wurden, um die Zahl der Personen in den Luftschutzräumen und den Bereitschaftsstand der Feuerlöschtrupps zu ermitteln, liefen die ersten Meldungen ein und wurden weitergegeben. Verbindungen bestanden zur Luftschutzzentrale unter der Town Hall, zu anderen Luftschutzrevieren und zu dem als Ausguck auf dem Dach des Schulgebäudes postierten Luftschutzwart. Die vorerst nicht zum Dienst Eingeteilten machten es sich in Liegestühlen bequem, um zu lesen, zu schreiben oder sich bei einer Tasse Tee zu unterhalten.

Das Telefon klingelte: Der Ausguck auf dem Dach meldete im Südosten herabsinkende Fallschirmleuchtbomben; einige Minuten später beobachtete er weitere über dem Kraftwerk in der Lots Road. Eine Streife kam zurück und meldete, wie viele Personen sich in den Schutzräumen in den Embankment Gardens aufhielten und wie stark die Feu-

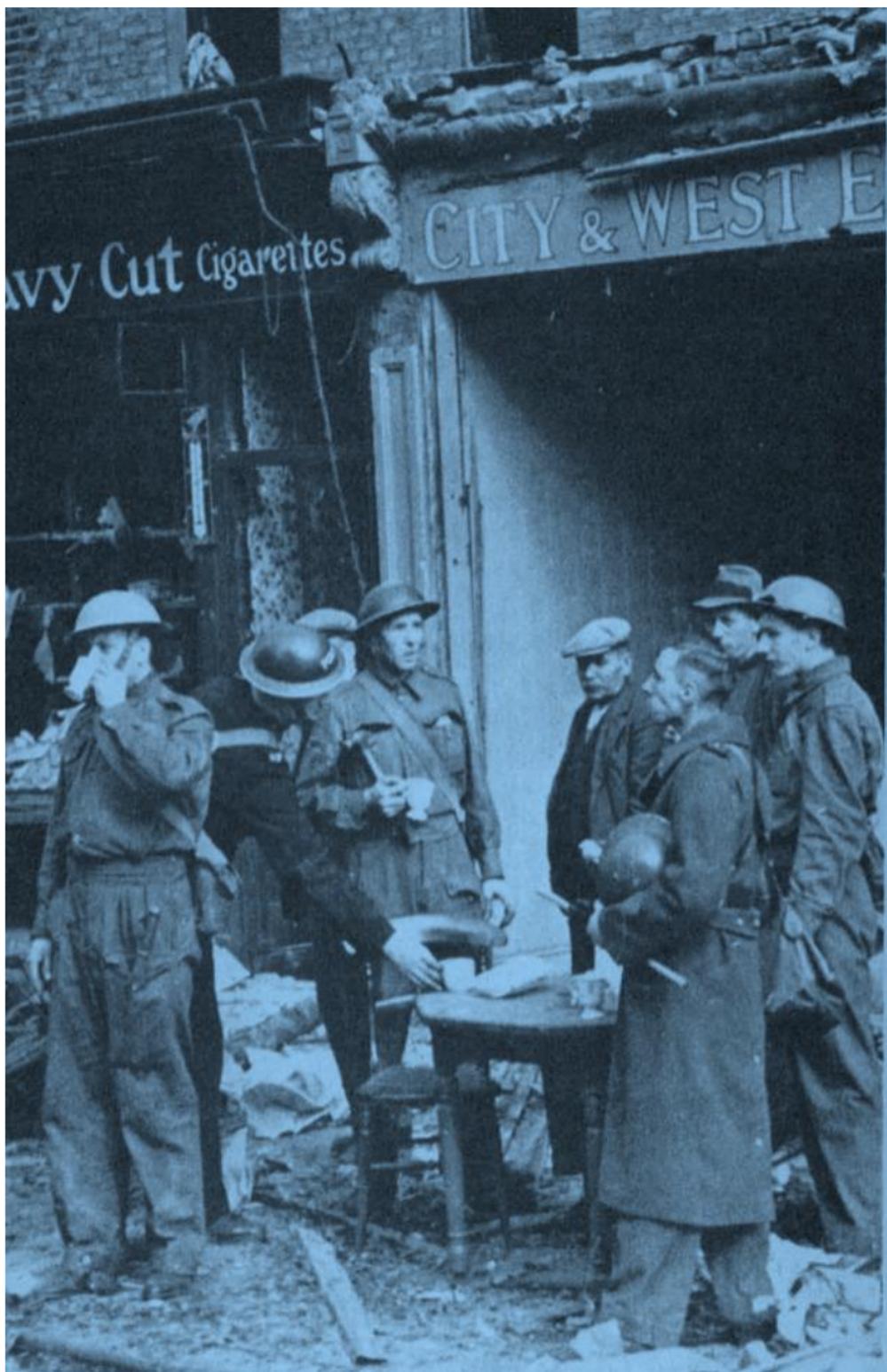
erlöschtrupps im dortigen Sektor waren. Eine weitere Streife hatte nichts zu berichten, erwähnte aber, dass jenseits des Flusses in Battersea Bomben fielen und dass im Süden und Südosten Brände zu beobachten seien.

Um 21.30 Uhr übergab der Revierleiter die Geschäfte seinem Stellvertreter, um eine Streifenfahrt mit seinem Dienstfahrrad zu machen. Trotz des Abwehrfeuers und des Motorenlärms konnte er, während er langsam in der Strassenmitte dahinradelte, das Abrollgeräusch der Reifen und das gelegentliche leise Klirren von Granatsplintern hören. Nach seiner Rückkehr in die Schule stieg er an den vielen leerstehenden Klassenzimmern vorbei die Treppe zum Flachdach des Gebäudes hinauf.

Unten im Dienstraum war inzwischen frischer Tee aufgegossen worden.

Um 23.30 Uhr meldete der Ausguck auf dem Dach eine schwere Explosion und schwarze Rauchwolken im Osten Chelseas an der Themse. Da dieses Gebiet nicht zum Bereich des Luftschutzreviers D gehörte, wurde kein Einsatz veranlasst. Ein benachbartes Revier teilte mit, dass Royal Hospital sei getroffen und die Feuerwache am Cheyne Place 21 ausser Gefecht gesetzt worden. Es hatte schwere Verluste und hohe Sachschäden gegeben – offenbar durch eine einzige grosse Bombe. Gerüchteweise verlautete, Teile einer «Landmine» seien gefunden worden.

Bis 1 Uhr waren aus dem Royal Hospital etwa 40 verletzte Verschüttete gemeldet worden. Das zuständige Luftschutzrevier hatte erheblich mehr Leichtverletzte und Obdachlose betreuen müssen. Im Bereich des Luftschutzreviers D waren bisher noch keine Bomben gefallen. Der Revierleiter begleitete seinen Vorgesetzten, den Bezirksleiter, auf einer Rund-



Auf die Tasse Tee wird nicht verzichtet



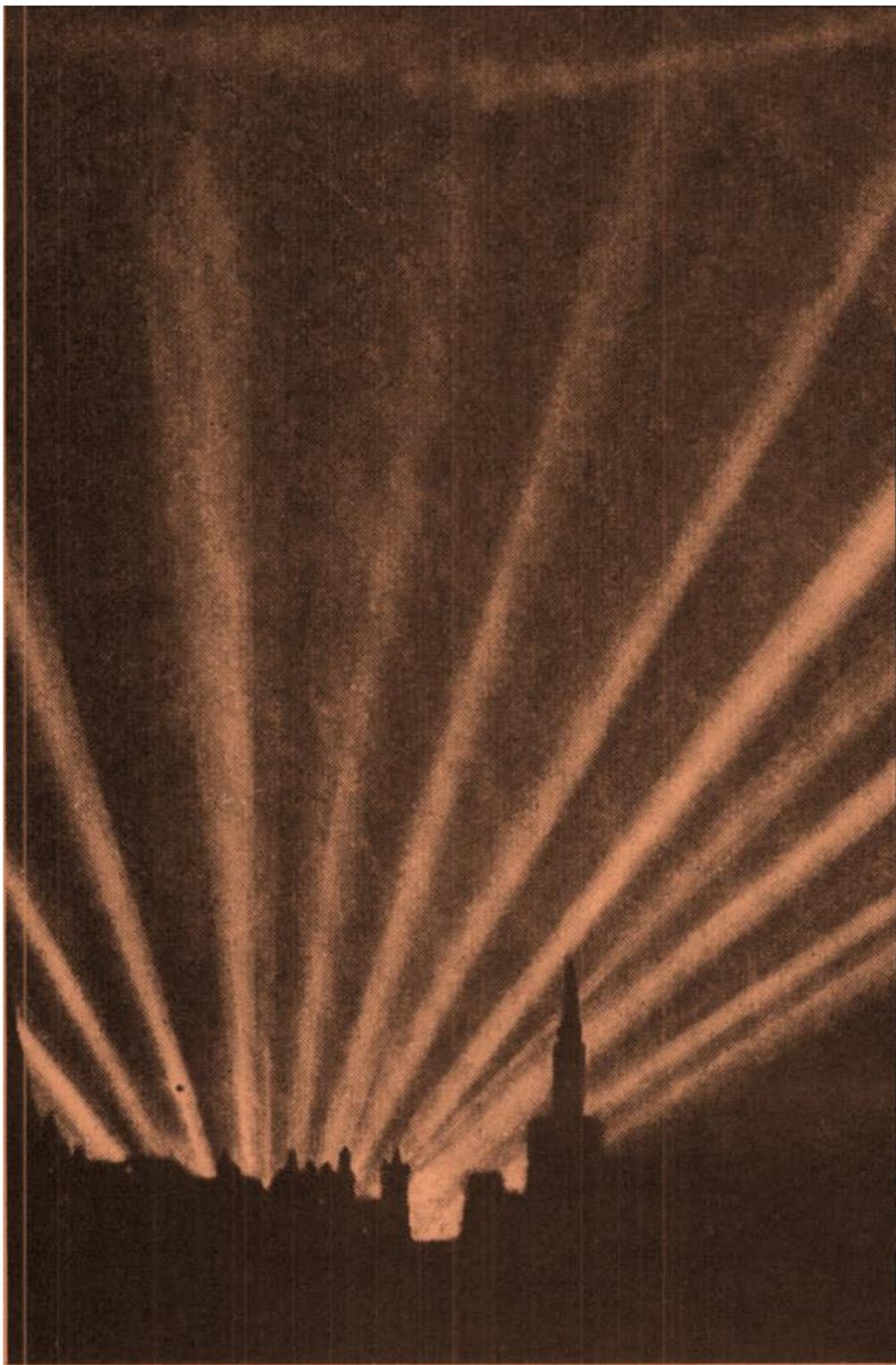
Flugabwehrkanonen sind über den Kanal gerichtet

Ein Blindgänger wird geborgen





Die Westminster-Abtei wird durch Brandbomben schwer verwüstet



Lichtorgel über London bei einem probeweisen Fliegeralarm

fahrt durch sein Gebiet; die beiden kamen eben von der Themse zurück, wo sie beobachtet hatten, wie jenseits des Flusses Brandbomben auf Lagerhausdächer herabregneten, als sie die sechs Mitglieder der Brandwache der Old Church aus dem Schatten des Kirchturms treten und auf dem Cheyne Walk in Richtung Danvers Street gehen sahen.

Der Revierleiter war in die Cook's Ground School zurückgekehrt und sass eben an seinem Schreibtisch, um eine Eintragung ins Wachbuch zu machen, als ganz in der Nähe zwei schwere Detonationen zu hören waren. Das war um 1.20 Uhr. Der ganze Raum erzitterte, Staub wurde aufgewirbelt, und aus anderen Teilen des Gebäudes kam das Klirren von Glas und das Splittern von Balken. Der Revierleiter überliess die Leitung der Dienststelle seiner Telefonistin, schickte alle verfügbaren Luftschutzwarte zur Erkundung aus und machte sich ebenfalls auf den Weg. Auf dem Korridor stiess der Bezirksleiter zu ihm. Die Fenster seines Büros waren durch den Luftdruck eingedrückt worden, aber die Glassplitter hatten ihn zum Glück nicht verletzt.

Als sie vom Glebe Place in die Upper Cheyne Row abbogen, war in einigen Häusern Licht zu sehen: Ganze Fenster waren mit ihren Verdunklungsrahmen auf die Strasse hinausgesaugt oder in die Zimmer hineingedrückt worden. Dachziegel, zertrümmerte Schieferplatten, Putzträger und Putz, Holzstücke und Glassplitter bedeckten die Fahrbahn, aber diese Sachschäden waren verhältnismässig gering.

Der Justice Walk war auf halber Strecke von der Lawrence Street aus blockiert, und das Zentrum der Zerstörung lag offenbar irgendwo jenseits dieses Hindernisses.

Als sie um die Ecke zum Cheyne Walk rannten, stolperten und fielen sie über einen flachgelegten Gartenzaun. Sie

sahen in einer dünner werdenden Staubwolke Flammen emporschiessen. An der Danvers Street brannte eine Gasleitung in einem flachen Krater in der Fahrbahn. Dann fiel beiden Männern gleichzeitig ein: «Die Old Church hat's erwischt!» Wo sie den massiven viereckigen Turm zu sehen erwartet hatten, waren jetzt lediglich ein zerklüfteter Mauerwerkssockel und einige kreuz und quer auf ragende Balken zu erkennen.

Einige der dahinter am Cheyne Walk stehenden Häuser waren eingestürzt; andere waren jetzt fensterlose, leergeblasene Ruinen. Aus einer von ihnen rief eine Frau um Hilfe. Der Revierleiter überliess es dem Bezirksleiter, an Ort und Stelle Hilfsmannschaften zusammenzustellen, und rannte zum Luftschutzrevier D zurück, um telefonisch Meldung zu erstatten und Rettungs- und Löschmannschaften anzufordern. Die Telefonistin in der Luftschutzzentrale wiederholte seine Meldung zur Kontrolle: «Revier Don. Eilmeldung. Old Church in Chelsea. Verschüttete. Brand. Gemeldet um 1.25 Uhr. Ende.» Nun musste er verschiedene Ausrüstungsgegenstände mitnehmen – einen blauen Helmüberzug, blaue Lampen und einen tragbaren Schreibtisch mit Wachbuch und Meldungsvordrucken – und die Leitung der Rettungsarbeiten am Ort des «Vorfalles», wie die Zerstörung der Old Church bezeichnet wurde, übernehmen.

Nach seiner Rückkehr hatte der Revierleiter als erstes die Aufgabe, das Ausmass des Schadens sowie Zahl und Lage der Verschütteten festzustellen. Nach einer raschen Erkundung der Trümmer hatte er die Orientierung zurückgewonnen. Die Church Street war auf einem Grossteil ihrer Länge blockiert. Er schickte einen Läufer mit der Meldung los, dass alle Fahrzeuge über den Cheyne Walk anfahren müssen.

ten. Seine Eilmeldung bewirkte automatisch die Entsendung eines Bergungstrupps, von Krankenträgern und eines Sanitätsfahrzeugs; trotzdem würde wahrscheinlich Verstärkung angefordert werden müssen.

Die Kirche war nur noch ein riesiger Trümmerhaufen, aus dem abgeknicktes Gebälk ragte. Der Detonationsdruck hatte die alten Ziegel hochgehoben und den pulverförmigen Mörtel weggeblasen; es hatte nicht viel Zweck, darunter nach Überlebenden zu suchen. Das erste Haus am Peyt Place lag in Trümmern, aber die anderen standen noch, obwohl sie leergefegt waren, und in einem von ihnen brannte Licht. Ein Leichtverletzter wurde verbunden. Luftschutzwarde waren mit dem Auftrag unterwegs, alle beschädigten Häuser zu durchsuchen.

Hinter den Trümmern der Kirche ragte die Rückwand des zum Cheyne Hospital for Children gehörenden Schwesternheims auf. Das Gebäude war bis zum zweiten Drittel des ersten Stockwerks völlig unbeschädigt; ab dort fehlte das Mauerwerk wie abgeschnitten, so dass das zweite Obergeschoss im Querschnitt von den Fussbodenbalken bis zum Dachboden zu sehen war. An Einzelheiten waren ein gemachtes Bett, ein Stuhl, ein offener Kleiderschrank und eine brennende Deckenlampe zu erkennen. Da gleich um die Ecke eine Gasleitung brannte, hatte es wenig Zweck, sich wegen eines Verstosses gegen die Verdunkelungsvorschriften Sorgen zu machen, aber einer der Luftschutzwarde kletterte aus alter Gewohnheit trotzdem die nur noch an einer Seite festhängende Treppe hinauf und schaltete das Licht aus.

Ein unheimlicher Widerhall in der höhlenartigen Dunkelheit eines der ausgebombten Häuser am Cheyne Walk schien auf die Spur von Verschütteten zu führen, aber er

stammte dann von einem Polizeibeamten, der seinerseits das Haus nach Überlebenden durchsuchte.

Der Luftschutzwart, der das Zufahrtsproblem regeln sollte, kam mit der Meldung zurück, bisher sei noch kein Sanitätsfahrzeug eingetroffen. Aber der Bergungstrupp und die Krankenträger waren angekommen, so dass die Suche nach weiteren Bewohnern der kleinen Häuser, die nach den Unterlagen der Luftschutzwarte als vermisst zu gelten hatten, beginnen konnte. Ein Krater im Gehsteig, aus dem es durchdringend nach Leuchtgas roch, schien den Zugang zu einem der Keller zu ermöglichen, aber erst ein sehr kleiner Rettungsmann, der bei seinen Kollegen «Yorkie» hiess, konnte sich hindurchzwängen und feststellen, dass der Keller leer war. Einige der Männer trieben Gänge in die Trümmerberge vor; andere nahmen sich am Cheyne Walk 77 das New Café Lombard vor, in dem möglicherweise ausser drei dort Diensttuenden einige Angehörige der Brandwache verschüttet sein konnten. Auf der gegenüberliegenden Strassenseite war ein noch nicht identifizierter Toter, der unter Umständen einer von ihnen war, bei der Bushaltestelle gefunden worden.

Irgend jemand meldete, ein Mann der Brandwache sei mit dem Leben davongekommen und halte sich jetzt in seinem Haus in der Old Church Street 27 auf. Da festgestellt werden musste, was passiert war, übergab der Revierleiter die Koordination der Bergungsarbeiten seinem Stellvertreter und machte sich auf die Suche nach Arthur Mallett.

Er lag auf einer Couch in einem dunklen, ausgebombten Erdgeschossraum, in dem sich andere Familienmitglieder um ihn scharten. Er war wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen und der einzige Überlebende einer zahlenmässig kleinen Brandwache:

«An diesem Abend, an dem das passiert ist, hat unsere Gruppe wie üblich die Brandwache im Peyt House in der Old Church Street, ganz in der Nähe der alten Kirche in Chelsea, besetzt. Als Luftalarm gegeben wird, setzen wir alle unsere Blechdeckel, unsere Helme auf und schnallen die Gasmasken um – manche von uns hatten nur gebrauchte aus Heeresbeständen –, wir schnallen sie jedenfalls um und marschieren in Richtung Themsekai los. Als wir dort ankommen, hagelt's Granatsplitter und anderes Zeug, weil unsere Jungs aus allen Rohren ballern. Während ich dort stehe, fällt plötzlich ein grosser Granatsplitter oder dergleichen neben mir zu Boden; ich gehe hin, hebe ihn auf, sehe ihn mir an und sage mir: ‚Grosser Gott‘, sage ich mir, ‚das ist teures Metall, mit dem da rumgeknallt wird.‘ Und dann sehe ich, dass sich nur etwas Metall vom Kopfteil einer Granate an diesen Splitter abgerieben hat, so dass das Material wie Phosphorbronze aussieht. Ich war enttäuscht, weil sich kein Geld damit verdienen liess, und wollte den Splitter eben wieder fallenlassen. Aber im gleichen Augenblick hörte ich neben mir einen dumpfen Aufprall, als wäre ein Sack Kohlen auf die weiche Erde geplumpst. Ich hab' nicht gleich darauf geachtet, ich hab' noch immer das Stück Metall angestarrt, ich wollte's gerade wegwerfen und dann hab' ich hingesehen: ‚Mein Gott!‘ hab' ich zu mir gesagt. Ich sehe hin und erkenne einen grossen zylinderförmigen Behälter, der neben mir liegt. Ich hätte ihn aufheben können. Ich drehe mich also nach meinen Kameraden um und sage: ‚Um Himmels willen lauft!‘ Sie rennen also los, sie haben im Vergleich zu mir sechs, sieben Meter Vorsprung. Sie traben also in Richtung Old Church davon, aber ich bin nicht gerannt, ich hab' dagestanden und gedacht: ‚Hör zu, jetzt

wird's allmählich Zeit, dass du verschwindest/ Ich sehe sie rennen, ich hatte nichts mehr zu tun, also bin ich auch losgerannt. Am Ende der Old Church Street war ich bereits so schnell, dass ich die Kurve nicht mehr kriegte. Ich hab' mir gedacht: ‚Der Teufel soll's holen, dann läufst du eben geradeaus weiter? Jedenfalls hab' ich einen kleinen Eisenpfahl und einen Hydranten neben der alten Kirche gesehen – ungefähr die einzige Deckung weit und breit – und mir überlegt: ‚Dieser Pfosten steckt gut im Boden, der bewegt sich nicht so leicht? Deshalb bin ich dahinter in Deckung gegangen. Nun, dann ist anscheinend eine weitere Landmine hinter der Kirche runtergekommen. Sie ist dort explodiert und hat die andere gezündet, vor der ich weggelaufen war. Na ja, als nächstes weiss ich noch, dass ich mich umgesehen hab' und nichts erkennen konnte. Und ich hab' gedacht: ‚Menschenskind, jetzt sind die Augen futsch' und das hat mir erst mal Angst gemacht. Aber ich bin hockengeblieben, hab' die Augen geschlossen, nach oben gesehen und mir überlegt: ‚Die Sterne müsstest du wenigstens sehen können.' Am Himmel standen ein paar, aber als ich den Kopf hebe, sehe ich Millionen davon, aber sie waren keine Sterne. Es war so, als hätte man einen Schlag auf den Schädel gekriegt und wäre irgendwie benommen. Deshalb bin ich hockengeblieben, ich hab' ein paar Minuten lang dortgesessen, nehme ich an, mir ist's stundenlang vorgekommen, aber ich hab' einfach dagesessen, und als ich wieder den Kopf hebe, sehe ich einen kleinen hellen Lichtpunkt zwischen den anderen Sternen und denke mir: ‚Ah, das ist gut, dir fehlt also nichts.' Als ich aufgestanden bin, hab' ich gemerkt, dass meine halbe Hose, dass das ganze rechte Hosenbein fehlte. Dann hab' ich gespürt, dass mir was das linke Bein runter-

läuft. Aber ich hab' mir vorgenommen: ‚Da siehst du gar nicht erst hin.‘ Ich bin also ein paar Minuten dagestanden und hab' dann gemerkt, warum ich nichts sehen konnte: Die Luft war so voller Staub und Zeug, dass ich völlig eingedunkelt war. Na ja, ich hab' mich natürlich nach der Old Church Street umgedreht, weil ich dort wohne. Aber von ihr war nichts zu erkennen – sie hat wie ein einziger Trümmerberg ausgesehen. ‚Verflucht‘, hab' ich mir gedacht, ‚da steht kein Stein mehr auf dem anderen.‘ Und als ich nach Hause gekommen bin und mich aufs Bett gelegt hab', ist als nächstes der Luftschutzchef aufgekreuzt und wollte wissen, was passiert war. Na ja, ich war zu sauer, um lange Fragen zu beantworten, ich wollte bloss schlafen und in die Arbeit gehen, deshalb hab' ich ihn ziemlich knapp abgefertigt und bin reingegangen, um mich ein paar Stunden hinzulegen. Aber ich bin mir so zerschunden und schmutzig vorgekommen, dass ich gar nicht hätte arbeiten können – ich hab' damals Röntgengeräte für Krankenhäuser transportiert –, deshalb hab' ich mir überlegt: ‚Es gibt nur einen Ort, den du kennst, wo du um diese Zeit eine Tasse Tee kriegst – das Armenhaus in der Fulham Road, das Altenheim, wie's jetzt heisst.‘ Ich bin also hingefahren, ich kannte Mr. Bentall, den Bäcker, ich bin zu ihm runtergegangen, und er hat gesagt: ‚Hallo, Bill‘, hat er gesagt, ‚was ist mit dir los?‘ Und ich hab' gesagt: ‚Sie haben gerade die Old Church in Chelsea in die Luft gejagt‘, hab' ich gesagt, ‚und ziemlich alles in Trümmer gelegt.‘ Und er hat gesagt: ‚Was willst du?‘ Ich hab' gesagt: ‚Als erstes möchte ich eine Tasse Tee.‘ Jedenfalls kommt er mit einem Riesenbecher Tee zurück, und ich glaube, dass das der beste Tee gewesen ist, den ich mein Leben lang getrunken habe.»

Danach kehrte Mr. Matthews an den Ort der Katastrophe zurück. Darüber hat er schriftlich berichtet:

«Die Sanitätsstation in Blanche's Garage war ausgefallen. Die Zahl der Verschütteten wurde jetzt auf zehn geschätzt. Eine weitere Tragbahre war angefordert worden.

In den Trümmern des Hauses Old Church Street 6 hatte ein Rettungstrupp die 16jährige Emma Chandler erreicht. Ihr Kopf war freigelegt, und sie sprach normal mit dem Mann neben ihr. Wie der Truppführer erläuterte, war sie unter Balken eingeklemmt, auf denen schweres Mauerwerk lastete. Jeder Balken musste durchgesägt und abgestützt werden, wobei ständig die Gefahr drohte, dass alles in den darunterliegenden Keller stürzte. Die von Taschenlampen erhellte Gruppe war mit feinem ockergelben Staub bedeckt. Obwohl die Männer so vorsichtig wie möglich arbeiteten, polterten ständig Trümmerbrocken herab.»

Mr. Matthews hat seinen schriftlichen Bericht über die Ereignisse dieser Nacht mit folgenden Worten ergänzt:

«Ich sollte vielleicht versuchen, den ‚Vorfall‘ etwas präziser zu schildern. Unterdessen hatten wir einen grossen Schuttberg vor uns: Die Trümmer am unteren Ende der Old Church Street reichten bis auf die andere Seite der Fahrbahn. Wir mussten über ihn hinwegklettern und -krabbeln und dabei auf alle möglichen Löcher und Krater achten. Ich weiss noch, dass meine Handgelenke davon aufgeschürft waren und wir ständig in irgendwelche Löcher fielen. Das Ganze entsprach durchaus nicht den für solche Vorfälle erlassenen Vorschriften. Die Schwierigkeiten begannen schon damit, dass wir uns gegenseitig finden mussten. Wir hatten Taschenlampen, die aber verhältnismässig oft defekt waren. Unser Verfahren für die Berichterstattung sah vor, dass wir

eine Art Kladde führten, die aus einem Stück Papier auf einem Schreibbrett bestand, das wir an einem Lederriemen um den Hals hängen hatten, aber weil wir natürlich in Löcher fielen und es dabei beschädigt hätten, musste man das Ding die meiste Zeit in der Hand halten. Jedenfalls hatten wir diesen Schuttberg vor uns, und ganz in der Nähe, auf der rechten Seite der Church Street, wo die Trümmer der kleinen Häuser lagen, arbeitete der Rettungstrupp. Ich glaube nicht, dass die Männer viel Licht gebraucht haben, weil es eigentlich überall ziemlich hell war, aber sie hatten abgeblendete Taschenlampen, und mitten zwischen den arbeitenden Männern war ein Mädchen verschüttet, wobei sie natürlich sehr vorsichtig arbeiten mussten, denn wenn sie zu ungestüm vorgegangen wären, wäre es von den zusammenfallenden Trümmern erdrückt worden. Die Arbeit ging dort nur sehr langsam voran. Etwas weiter die Strasse entlang, am Petyt Place, waren die Häuser ziemlich schwer beschädigt, und ich hörte aus einem unheimliche Geräusche dringen – offenbar eine menschliche Stimme. Ich dachte zuerst, dort sei ein Verschütteter eingeklemmt, aber dann stellte sich heraus, dass ein Polizeibeamter herumging, nach Verschütteten rief und dabei diese merkwürdigen Hallolaute von sich gab, um zu hören, ob irgend jemand dort war. In dieser Nacht sind alle möglichen Kleinigkeiten dieser Art passiert. Die anderen Ruinen am Ende der Danvers Street sahen sehr schlimm aus, so dass man kaum glauben konnte, dass dort drinnen noch jemand leben könnte, aber auch dort waren einige Männer des Rettungstrupps an der Arbeit und trieben Gänge in die Schuttberge vor, um vielleicht jemand zu finden. Der Vorfall ging weiter, und es gab bestimmte technische Dinge, die hier nicht erläutert zu werden brau-

chen – beispielsweise kam aus gebohrten Leitungen viel Gas, Leuchtgas, so dass in Bereitschaft gehaltene zusätzliche Rettungstrupps oft Gasvergiftungen erlitten. Aus den Trümmern wurden Kleinigkeiten geborgen, mitleiderregende kleine Dinge, die den Hausbewohnern gehörten, zum Beispiel Werkzeug, das eingesammelt wurde und einem der Männer gehörte, die später tot aus den Trümmern geborgen wurden, Handtaschen, wertlose Schmuckstücke und so weiter – das alles wurde eingesammelt, es gehörte zu unseren Aufgaben, diese Dinge sicherzustellen.

Dann rief plötzlich jemand: ‚Da kommt wieder eine!‘ Ich erinnere mich gut, dass ich den Kopf gehoben und etwas gesehen habe, das ich für eine weitere herunterkommende Fallschirmmine gehalten habe. Es war einfach schrecklich! Man konnte den Blick nicht von dem Ding wenden und versuchte gleichzeitig, sich im Trümmerschutt so klein wie möglich zu machen, und ich erkannte auf einmal, dass das keine Mine, sondern ein Mann war, dass es sich um einen an seinem Fallschirm hängenden Flieger handelte, der ziemlich rasch über die Strasse trieb und auf dem Uferstreifen unterhalb des Themsekais niederging. Einige von uns rannten hin, und wir sahen ziemlich vorsichtig über die Kaimauer. Wir dachten dabei an eine Invasion von Fallschirmspringern. Ich umklammerte meine Axt und nehme an, dass auch die anderen sich fragten, was wir tun sollten, falls der Mann uns mit einer Waffe bedrohte, aber irgend jemand lief die Treppe hinunter, die ganz in der Nähe zum Uferstreifen runter führen, und schnappte sich den Mann. Soviel ich mich erinnere, war das David Thomas, einer unserer Luftschutzwarte. Er brachte ihn jedenfalls herauf, und wir sahen einen jungen Mann Anfang Zwanzig vor uns. Ich weiss

noch, dass er eine grüne Fliegerkombi trug – und dass seine Gesichtsfarbe ganz ähnlich war. Sein Auftreten war sehr korrekt: Er sagte nichts, er tat nichts, er stand mehr oder weniger in Habachtstellung da. Ich erinnere mich, dass sein Arm ganz steif war, als ich ihn daran festhielt, und dann passierte etwas sehr Überraschendes – in dieser Nacht erlebte man lauter verrückte Dinge. Jemand kam herbeigerannt und verpasste ihm einen kräftigen Fusstritt. Ich nehme an, dass das jemand war, der einen Angehörigen durch Bomben verloren hatte oder vor Überanstrengung durchgedreht war; jedenfalls gelang es dem Mann, der dem Flieger den Tritt gegeben hatte, ihm dann die Pistole aus der Beintasche seiner Fliegerkombi zu ziehen. Irgend jemand hat dem kleinen Mann die Pistole weggenommen – ich weiss nicht, was er getan hätte, wenn sie ihm nicht entwunden worden wäre. In diesem Augenblick ist ein Hilfspolizist vorbeigekommen, und kurze Zeit später ist ein weiterer aufgekreuzt, und ich sehe sie noch vor mir, wie sie diesen deutschen Flieger zwischen sich den Kai entlang abgeführt haben, als habe er an einem Samstagabend betrunken randaliert.»

Gleichzeitig ging der Luftangriff weiter.

Die grossen Fallschirmleuchtbomben, die scheinbar unbeweglich am Himmel hingen, beleuchteten diese kleine Szene, die Bäume im Battersea Park und den Trümmerschutt auf den Strassen mit der gleichen strahlenden Helligkeit. Das Dröhnen der Bomber, das Bellen der Flak, das Pfeifen und die Detonationen schwerer Bomben, der ständige Krach hatte seine eigenen deutlichen Wirkungen.

Im Bereich des Luftschutzreviers D niedergehende Brandbomben liessen überall kleinere Bände ausbrechen.

Die Brandherde lagen am Paultons Square, in der Upper Cheyne Row, in der Danvers Street und in der Old Church Street. Mr. Cremonesis Feinkostgeschäft geriet in Brand, wurde aber von einem Polizeibeamten gelöscht, während der Ladenbesitzer einen weiteren Brand in der Hausnummer 25 löschte.

In jeder Strasse roch es nach Bränden; gleichzeitig lag dort eine gewisse Erregung in der Luft. Frauen und ältliche oder behinderte Männer wetteiferten miteinander, indem sie Wassereimer zu Brandherden schleppten und atemlos leerpumpten, bis die Flammen gelöscht waren und sie vor ihren eigenen kleinen, angesengten, durchnässten Siegestrophäen standen.

Ähnliche Szenen spielten sich in ganz Chelsea ab (sogar in ganz London), und auf dem Stadtteilplan der Luftschutzzentrale bezeichneten immer mehr Stecknadeln mit dem Kürzel «H/E» – für «high-explosive bomb» (Sprengbombe) – weitere schwere Vorfälle. Gegen 4 Uhr detonierte eine Fallschirmmine am Chelsea Square, tötete einen Luftschutzwart und zwei Feuerwehrmänner und verletzte weitere. Eine weitere Mine im Cranmer Court, unmittelbar hinter dem Polizeirevier Chelsea, rüttelte den deutschen Flieger, der über der Old Church ausgestiegen war und jetzt dort festgehalten wurde, kräftig durch.

Und dann herrschte plötzlich Stille, und in der Ferne waren die ersten Sirenen zu hören, die Entwarnung gaben. Die Sirenen am Fuss der Albert Bridge nahmen das Signal auf und verstummten wieder. Es war 4.55 Uhr. Der Luftangriff hatte sieben Stunden und 50 Minuten gedauert.

Das Café de Paris

Am 8. März 1941 hatte London die längste Angriffspause seit Beginn der deutschen Luftangriffe genossen – fast sechs Wochen angriffsfreier Nächte –, und nach den hektischen Tagen des vergangenen Herbstes war man im Frühjahr wieder zu einem normalen Leben, zumindest zu einem Kriegsalltag zurückgekehrt, in dem Theater, Geschäfte, Restaurants und Pubs halbwegs friedensmässig geöffnet hatten. Die Londoner arbeiteten so gut wie möglich, amüsierten sich so gut wie möglich und richteten ihre Blicke nach vorn. Tatsächlich gehörte die deutsche Luftoffensive – selbst als sie im März wiederaufgenommen wurde – schon der Vergangenheit an. Die jungen Offiziere, die am 8. März im Café de Paris tanzten und starben, waren für andere Schlachten in Afrika, Asien und Europa bestimmt. In gewisser Beziehung lässt dieser Samstagabend in dem Restaurant in der Coventry Street sich mit dem Ball des Herzogs von Braunschweig vor der Schlacht von Quatre Bras vergleichen.

Das Café de Paris betritt man über eine lange Treppe, die von einem unauffälligen Eingang zwischen dem Rialto-Kino und dem Lyon's Corner House an der Coventry Street in Piccadilly nach unten führt. Am Fuss dieser Treppe befindet sich eine Art Foyer mit Garderobe, Toiletten und einer Bar. Von dieser Eingangshalle aus betritt der Gast den Balkon, der das eigentliche Restaurant umgibt. Zwei geschwungene

Treppen führen vom Balkon auf die Tanzfläche hinunter. Oberhalb der Treppen, unter denen das Musikerpodium liegt, und gegenüber dem Foyer ist der Balkon deutlich tiefer. Wer dort steht und auf die tanzenden und speisenden Gäste hinabsieht, kann sich einbilden, auf der Brücke eines Schiffs zu stehen und aufs Achterdeck hinunterzublicken.

Wegen seiner Untergrundlage galt das Café de Paris als sicher. Es wurde als Londons sicherstes Restaurant angepriesen – aber das stimmte keineswegs. Über dem Restaurant befinden sich lediglich eine Zwischendecke und darüber das Dach des Kinos, denn es liegt unter dem Rialto. Die für die Schutzsuchenden in der Bahnhofshalle in Bermondsey gültige Theorie hatte auch für die Reichen Gültigkeit: Wo sie sich sicher fühlten, fühlten sie sich wohl. Und zu diesem Sicherheitsgefühl trug am Piccadilly wie in der Druid Street das Fehlen von Lärm ganz erheblich bei. Im Café de Paris war von den draussen tobenden Luftangriffen nichts zu hören. (Und auf der Strasse war es natürlich ebenfalls unmöglich, etwas aus dem unterirdischen Restaurant zu hören). Das Café de Paris, das auf dem Höhepunkt der deutschen Luftangriffe wiedereröffnet worden war, wurde rasch zu einem der beliebtesten Londoner Restaurants. Es war teuer, elegant und heiter. Den grossen Hotels mit ihrem reichen und deshalb meistens schon älteren Stammpublikum fehlte der besondere Charme dieses luxuriösen, hervorragenden und scheinbar sicheren Restaurants mit seinem erstklassigen Jazz – Ken «Snakehips» Johnson und Karibikband spielten dort, zweifellos Londons beste Jazzband -, seiner eleganten Innenausstattung und seinem sehr guten Essen. Für einen jungen Offizier, der Urlaub hatte und

sich einen teuren Abend leisten wollte, war das Café de Paris zum Ausgehen mit Frau oder Freundin einfach ideal.

Zu den Gästen am Abend des 8. März 1941 gehörte Lady Betty Baldwin, die Tochter des früheren Premierministers. Sie arbeitete in der Erste-Hilfe-Station am Berkeley Square, wo sie eine Schicht leitete, hatte aber an diesem Abend dienstfrei. Sie hatte deshalb beschlossen, mit drei Freunden ins Cafö de Paris auszugehen. Wie sie mir erzählt hat, hat sie an diesem Abend eine Bemerkung über die Zusammensetzung des dortigen Publikums gemacht, was sonst nicht ihre Art gewesen sei. Die Männer, fast alle in Uniform, sahen ungewöhnlich gut aus, die jungen Frauen waren sehr schön, die ganze Atmosphäre war voll Fröhlichkeit und jugendlichem Charme. Dieser Eindruck war so auffallend, dass Lady Baldwin mit ihren Freunden darüber sprach; er tröstete sie über ihre kurzzeitige Verärgerung hinweg, als ihre bevorzugte Nische schon besetzt war. Das Restaurant war überfüllt, und dieser Tisch war besetzt. Wenig später waren alle dort Sitzenden tot.

Obwohl die meisten Gäste mit dem Taxi gekommen waren, kamen viele von weither. So war Lady Bettys Begleiter ein holländischer Offizier. In Liverpool war vor kurzem ein kanadischer Geleitzug eingelaufen, und eine Gruppe von Offizieren und Krankenschwestern, die an diesem Tag in London eingetroffen waren, verbrachte ihren ersten freien Abend auf englischem Boden im Cafö de Paris. Mr. Ulric Huggins, damals Offizier der Royal Navy, war eben erst von den Bermudas zurückgekommen und ass im Cafö de Paris mit seiner Frau, die er erst vor kurzem geheiratet hatte, seinem Freund Limbosch, der ein belgischer Militärarzt war, und der Freundin des Arztes, einer österreichischen

Krankenschwester. Wie wir bereits erwähnt haben, kamen die Musiker aus Westindien, der Barkeeper war ein Amerikaner, und die Ober waren unvermeidlich kosmopolitisch. Der Star-Entertainer dieser Woche war Douglas Byng, der jedoch an diesem Abend auf einem grossen Wohltätigkeitsball in der Park Lane auftrat.

«Wenn ich an diesen Abend zurückdenke», hat Mrs. Trouncer, damals eine sehr hübsche junge Frau, erzählt, «fällt mir vor allem ein, dass wir beschlossen hatten, uns zum Ausgehen feinzumachen. Ich weiss keinen bestimmten Grund dafür, aber ich glaube, dass alle so sorgenvoll und bedrückt waren, dass wir dadurch auf andere Gedanken kommen wollten. Deshalb habe ich ein Abendkleid getragen – das weiss ich noch. Und wir waren in einer oder zwei Bars, fühlten uns sehr glücklich, waren sehr fröhlich und kamen gegen halb zehn Uhr ins Café de Paris, das ziemlich überfüllt war und in dem eine geradezu ausgelassene Stimmung herrschte.»

«Hätte ich die Warnung meiner Mutter ernstgenommen», berichtete Mrs. Wittmann, eine ausgesprochene Schönheit, «wäre ich gar nicht in London gewesen, denn sie hat eine Art siebten Sinn: Sie hatte mich einige Tage zuvor im Traum mit verbundenen Augen und weiteren Verbänden gesehen und mir ein Telegramm geschickt, um mich zu bitten, nicht hinzufahren. Aber wir mussten zur Hochzeit eines Regimentskameraden nach London; mein Mann und ich waren dort mit Freunden zusammen, und die Luftangriffe waren so schlimm, dass wir's für angebracht hielten, uns unter die Erde zu flüchten. Und da das Café de Paris damit Reklame gemacht hatte, wie tief und sicher es war, hielten wir es für das richtige Lokal. Ich bekam also einen Stahlhelm

aufgesetzt, und wir gingen zu Fuss zum Café de Paris, in dem wir uns viel sicherer fühlten.»

«Am Abend des 8. März, einem Samstagabend, hatte ich ein paar Leute zum Sherry in unsere Wohnung in Bayswater eingeladen», schreibt Miss Irene Ballyn. «Im Laufe des Abends schlug jemand vor, zum Essen ins Café de Paris zu fahren; Douglas Byng sollte dort im Kabarett auftreten, und der Freund, von dem dieser Vorschlag kam, legte grössten Wert darauf, ihn zu hören. Die Meinungen waren geteilt, aber ich war energisch gegen diese Idee – aus einer Vorahnung heraus? Das frage ich mich noch immer. Jemand anders schlug das Restaurant Quaglino vor. Wir waren uns noch nicht einig, als wir mit Taxis abfuhren.

Mein Freund, der ins Café de Paris wollte, und ich sassen im gleichen Taxi, und die Diskussion über das Ziel unserer Fahrt ging weiter. Der Taxifahrer erklärte uns warnend, offenbar stehe eine schlimme Nacht bevor, und forderte uns auf, uns für ein bestimmtes Ziel zu entscheiden. Inzwischen war Alarm gegeben worden, und am Marble Arch sahen wir ein mitten auf der Strasse umgekipptes Taxi und weitere Anzeichen einer Bombendetonation. Bei diesem Anblick sagte der Fahrer unseres Taxis: ‚Verdammt noch mal, jetzt müssen Sie sich endlich entscheiden! Wohin wollen Sie – ins Café de Paris oder ins Quaglino?‘ Mein Freund blieb Sieger, und wir fuhren zum Café de Paris.»

Ken Johnson, den seine begeisterten Zuhörer, aber nicht seine Freunde unter dem Spitznamen «Snakehips» (Schlangenhüften) kannten, war für einen Bandleader ungewöhnlich gebildet: Er war unter anderem ein promovierter Musikwissenschaftler. Da er sich beim Abendessen im *Edu de France* beeilt hatte, traf er etwas früher als sonst im Café de

Paris ein. Mr. Leslie Hutchinson, der Trompeter der Band und ein guter Freund Johnsons, erinnerte sich:

«Mr. Ken Johnson kam hereingehastet und sagte: ‚Mann, dort draussen ist’s fürchterlich – einfach schrecklich!‘»

Miss Ballyn traf kurz nach 21 Uhr ein. «Charles, der Oberkellner, den alle, die ihn näher kannten, sehr gern mochten, empfing uns», berichtete sie weiter. «Charles hatte nichts Serviles an sich, er war freundlich; er hatte nichts Gönnerhaftes an sich, obwohl er zuvorkommend war. Die Tische an der Tanzfläche waren besetzt, aber Charles konnte uns einen Tisch auf dem Balkon geben. Er schlug vor, wir sollten auf einen Drink in die Bar gehen, bis der Tisch frei sei. Wir gingen also in die Bar und hielten uns dort auf, als es passierte.»

Mrs. Blair-Hickman, eine sehr attraktive junge Kanadierin, gehörte ebenfalls zu den Gästen: «Man hätte glauben können, dort finde ein Kanadiertreffen statt; das Publikum bestand aus Kanadiern, Krankenschwestern, Offizieren in Kilts, allen möglichen Arten, Typen und Grössen sowie vielen Adligen, wenn ich mich recht erinnere. So viel ich weiss, sind wir nur wenige Minuten vor der Bombendetonation eingetroffen. Wir hatten noch nicht einmal bestellt. Mein Freund und ich wollten tanzen und gingen auf die Tanzfläche, während die Band *Oh Johnny!* spielte...»

Mrs. Wittmann hatte eben Platz genommen: «Wir bestellten unser Essen. Wir sassen am Fuss der Treppe, und einer unserer Begleiter fragte: ‚Wollen wir tanzen?‘ Paddy ist ein ausgezeichnete Tänzer, und ich tanzte leidenschaftlich gern, aber wir blieben nach einer Runde vor der Band stehen, die von Snakehips Johnson geleitet wurde, und ich sag-

te: »Macht's dir was aus, wenn wir uns wieder setzen? Wir haben noch den ganzen Abend vor uns...!«

Ulric Huggins und seine Gäste sassen nur wenige Tische von ihnen entfernt: «Soviel ich mich erinnere, sind wir um Viertel nach oder zwanzig nach neun hingekommen. Wir hatten einen Tisch auf der linken Seite der Tanzfläche unter dem Balkon. Zwischen uns und dem Hauptteil der Tanzfläche stand eine Säule. Wir tranken zuerst einen Cocktail und waren seit einer Viertelstunde oder zwanzig Minuten dort. Wir hatten das Essen und den Wein bestellt. Der Ober stand schräg hinter mir und schenkte mir Champagner ein, damit ich ihn kosten konnte...»

«Die Band spielte endlos weiter», berichtete Leslie Hutchinson, der Trompeter, «bis Ken sagte: ‚Hört auf und spielt *Oh Johnny!*‘ Wir machten natürlich mit *Oh Johnny!* weiter, und ungefähr im zweiten Chorus hörte ich eine Art *ping!*...»

«Mein erster Eindruck war», erinnerte Mrs. Wittmann sich, «jemand habe mir aus irgendeinem Grund vom Balkon herunter eine Flasche ins Gesicht geworfen. Ich sah einen blauen Lichtblitz, nach dem alles durch die Luft zu wirbeln schien.»

Mrs. Trouncer befand sich auf der Tanzfläche: «Wir waren zum Glück am äusseren Rand des Tanzparketts und tanzten ganz glücklich – und das Nächste, woran ich mich erinnere, war eigentlich, dass ich das Gefühl hatte: So, das ist das Ende der Welt. Ich bin nicht darauf gekommen, dass es eine Bombe gewesen sein könnte. Wir waren umgeblasen worden, wissen Sie; nun, wir rappelten uns wieder auf, und ich weiss noch, dass mir als erstes auffiel, dass über uns Licht brannte, wodurch eine ausserordentlich makabre Atmo-

sphäre entstand – mit dem vielen Staub, den herumliegenden Trümmern und allem anderen, wissen Sie – , die einen stark an eine Höllenvision erinnerte.»

«Mir wird ewig im Gedächtnis bleiben», erzählte Mrs. Blair-Hickman, «dass ich das Gefühl hatte, durch Watte zu schwimmen, wenn Sie sich so was vorstellen können. Ich bin nicht bewusstlos gewesen, ich kann nicht ohnmächtig gewesen sein, ich weiss noch genau, was alles passiert ist, und als ich wieder klar denken konnte, habe ich auf jemand gesessen – richtig gesessen. Dieser Jemand stellte sich als ein Offizier mit einem Kilt heraus. Und ich entdeckte, dass ich ein gebrochenes Bein hatte – ich konnte nicht darauf stehen – und dass mein Rücken sehr nass war – das war Blut, wie sich später herausstellte. Trotzdem empfand ich eigentlich nur Verwunderung. Wir alle rechneten damals damit, möglicherweise von einer Bombe getroffen zu werden, aber die Wirklichkeit war ganz anders, als zumindest ich erwartet hatte. Ich sah mich um. Die Luft hing voll Staub, leblose Gestalten lagen herum, und in der Dunkelheit brannten einzelne Lichter.»

Miss Ballyn hielt sich, wie wir gehört haben, an der Bar auf: «Es ist nicht leicht, den eigentlichen Augenblick zu beschreiben. Man war schon in Häusern gewesen, in deren Nähe eine Bombe detoniert war, und auf der Strasse, wenn Häuser getroffen worden waren, aber dieser Todesbote fiel mitten zwischen uns. Soviel ich mich erinnern kann, stand ich mit einem Glas in der Hand da und unterhielt mich. Dann spürte ich plötzlich einen sehr starken Druck von oben gegen meinen Kopf. Danach herrschte völlige Dunkelheit. Als ich wieder die Augen öffnete, nahm ich als nächstes wahr, dass das Restaurant im Halbdunkel lag, und hörte

Stöhnen, leise Schreie und Wimmern. Ich sass mit dem Rücken an die Wand gelehnt auf dem Fussboden. Ein Mann beugte sich mit einem Fläschchen in der Hand über mich. Es enthielt Riechsalz.»

Wie erinnerlich kostete Mr. Huggins eben den bestellten Champagner: «Mein erster Eindruck wurde von Dunkelheit und Staub bestimmt, und ich sah, dass die Champagnerflasche auf dem Tisch lag. In diesem Augenblick griff ich in einer instinktiven Reaktion nach der Champagnerflasche und stellte sie wieder auf. Einige Sekunden später bin ich meiner Erinnerung nach aufgestanden und habe den drei anderen an meinem Tisch aus der Champagnerflasche eingeschenkt. An eine Einzelheit erinnere ich mich dabei noch sehr gut: Als der Champagner in den Gläsern hochstieg, die übrigens unbeschädigt auf dem Tisch standen, war der Schaum mit einer grauen Staubschicht bedeckt. Und ich weiss noch, dass ich den Schaum mit einem Finger abgestreift habe, bevor ich getrunken habe. Als ich mich dann umgedreht habe, hat der Ober, der mir den Champagner eingeschenkt hatte, tot hinter mir gelegen.»

Tatsächlich waren gegen 21.45 Uhr zwei Bomben durchs Kino ins Restaurant gefallen. Beide wogen jeweils 50 Kilogramm. Eine detonierte halbrechts vor dem Musikerpodium etwa in Brusthöhe zwischen den Tanzenden, tötete Ken Johnson, einen weiteren Musiker und 32 andere und verletzte 60 Menschen. Die andere Bombe detonierte zum Glück nicht, sondern zerplatzte beim Aufschlag auf die Tanzfläche, verspritzte ihre stinkende gelbe Füllung über die Toten und Sterbenden und hinterliess ein kleines Loch im Parkett; ihre Bruchstücke wurden später von einem Bombenräumkommando abtransportiert. Eine der beiden

Bomben hatte den Balkon durchschlagen, der jetzt durchlöchert herabging.

Die meisten Lampen waren erloschen, aber auf dem Balkon brannte zumindest noch eine, die einen schwachen Lichtschein durch den aufgewirbelten Staub und Trümmerschutt warf. Irgend jemand zündete ein Feuerzeug an, aber eine Stentorstimme rief: «Lassen Sie das! Damit jagen Sie uns in die Luft, falls Gas ausströmt!» In der Luft hing der durchdringende, stechende Geruch, der für eine Bomben- oder Granatenexplosion charakteristisch ist und in diesem Fall vielleicht durch die Füllung der zerplatzten zweiten Bombe verstärkt wurde. Die Wandspiegel waren natürlich in Tausende von mörderischen fliegenden Dolchen zersplittert. Mr. Huggins' toter Oberkellner hatte eine kleine Rückenwunde und war vermutlich von einem Glasdolch erstochen worden. Viele der Anwesenden haben von einer unerwarteten Stille gesprochen, aber dieser subjektive Eindruck kann auf ihre vorübergehende Taubheit zurückzuführen sein, denn andere hörten mehr.

Mrs. Goschen-Evans nahm beispielsweise als erstes einen rötlichen Lichtschimmer oder eine Lampe mit rotem Schirm wahr, die über dem Musikerpodium brannte. Das muss auf der «Brücke» über der Kapelle gewesen sein, wo der Oberkellner und der Geschäftsführer gestanden hatten und augenblicklich getötet worden waren. Dann wurden ihr grässliche Schreie in unmittelbarer Nähe bewusst. Sie glaubte anfangs, sie schreie selbst, und bemühte sich, damit aufzuhören, bis sie nach einigen Sekunden merkte, dass sie aus dem Mund einer Frau neben ihr kamen. Ein kahlköpfiger Oberst hockte auf der durch schulterhohe Schuttberge halb blo-

ckierten Treppe, verbarg das Gesicht in den Händen und stöhnte erbärmlich.

Unten spielten sich Schreckensszenen ab. Eine junge Frau hatte ihren 21. Geburtstag im Café de Paris gefeiert. Miss Ballyn berichtete: «...durch den Luftdruck völlig entkleidet, tatsächlich splinternackt, wurde sie von mir mit einem Tischtuch bedeckt gebracht. Sie starb, während ich sie in den Armen hielt.»

Mrs. Blair-Hickman berichtete: «Ein hünenhafter Offizier, der sich später als Niederländer erwies, mit viel Goldstickerei, Schirmmütze und sogar einem Mantel (wahrscheinlich war er gerade von der Strasse hereingekommen), hob mich auf, trug mich in die Küche, legte mich auf den kalten Elektroherd und schiente mein Bein mit einem hölzernen Kochlöffel, nachdem er es – ob Sie's glauben oder nicht! – mit Champagner abgewaschen hatte, weil nichts anderes greifbar war. Gleichzeitig bemühte sich ein Kellner, ein sehr aufgeregter Kellner, mein offenbar sehr schmutziges Gesicht mit einer Serviette zu säubern, und das Schreckliche daran war, dass mein Gesicht voll winziger Glassplitter steckte, so dass ich dabei Höllenqualen litt. Er meinte es jedoch gut, und während er damit beschäftigt war, lagen überall auf dem Fussboden weitere Verletzte. An diesem Abend waren viele kanadische Krankenschwestern im Café de Paris, die jetzt wirklich schufteten, und ein junger Mann gleich neben mir hatte eine grässliche Rückenwunde, ein richtiges grosses Loch, und eine der Schwestern versuchte, die Blutung mit einem Tischtuch zum Stehen zu bringen. Dieser junge Mann, der wahrscheinlich nicht mehr ganz nüchtern war, sagte: ‚Na ja, nicht jeder kann von sich behaupten, von der deutschen Luftwaffe niedergemacht

worden zu sein../ Danach begannen sie, Tragbahren aus Stellwänden zu improvisieren, anscheinend weil die Tragbahren ausgegangen waren, und ich wurde die mit Trümmern übersäte Treppe hinaufgetragen und auf dem Leicester Square abgestellt. Ich weiss noch, wie ich auf dem Leicester Square gelegen und das Gefühl gehabt habe, eigentlich sei alles ziemlich unwichtig; ich hatte keine besonderen Schmerzen, ich fühlte mich einfach... tot – höchst eigenartig.»

«Zum Glück befanden sich unter den Gästen mehrere Ärzte», erzählte Miss Ballyn weiter, «die erste Hilfe leisteten, bis Krankenwagen aus dem Charing Cross Hospital eintrafen. Diese im Halbdunkel arbeitenden Ärzte taten unter schwierigsten Verhältnissen ihr Bestes. Das wenige Verbandmaterial war bald aufgebraucht, so dass Hemden zerrissen werden mussten, um provisorische Verbände anlegen zu können. Jemand hatte im Korridor eine noch unter Strom stehende Steckdose entdeckt. Eine Verlängerungsschnur wurde geholt, und das traurige Bild erhellte sich allmählich.»

In der Tat ein sehr trauriges Bild. Bevor die Bombe fiel, war Mrs. Trouncer ein junger Flieger aufgefallen, der mit seiner Mutter im Cafö de Paris dinierte: «Eine wirklich reizende alte Dame, und er hatte offensichtlich Urlaub. Er war liebevoll um sie bemüht, sehr freundlich und nett. Und als nächstes erinnere ich mich, diese alte Dame mausetot daliegen gesehen zu haben – ihr Kopf war praktisch abgetrennt –, und der junge Mann kam auf mich zu und sagte: ‚Meiner Mutter fehlt nichts, ihr fehlt nichts, ihr fehlt nichts, nicht wahr?‘ Und ich antwortete: ‚Nein, nein, ihr fehlt bestimmt nichts.‘ Dabei war sie so tot, wie man überhaupt

sein kann, und ich fühlte mich in gewisser Beziehung ganz und gar wie betäubt.»

Ulric Huggins hatte wie erinnerlich mit seiner jungen Frau, einem belgischen Militärarzt und einer österreichischen Krankenschwester an einem Tisch gegessen. Alle vier blieben unverletzt und machten sich jetzt an die Arbeit. Huggins hat ihre Tätigkeit folgendermassen geschildert:

«Limbosch entschloss sich jetzt dazu, hier in seiner eigentlichen Eigenschaft als Arzt tätig zu werden; wir hatten die Aufgabe, etwa vorhandene Verletzte zu diesem zentralen Punkt zu schaffen, wo es Licht gab und wo Bänke standen, die sich offenbar für die Lagerung von Verletzten eigneten. Als erstes mussten wir also Platz schaffen: Wir begannen damit, dass wir die Tische von den Sitzbänken wegzogen und aufeinanderstellten. Als wir den Nachbartisch aus der Nische zogen, fanden wir das ältere Paar, das neben uns gegessen hatte. Die beiden waren tot – sie waren offenbar von dem vollen Detonationsdruck der Bombe getroffen worden -, sie wiesen keine äusserlichen Verletzungen auf, aber sie waren beide mausetot. Sie wirkten jedoch im Tod ganz friedlich. Wir trugen sie also beiseite, nahmen das Tischtuch ab und deckten sie damit zu. Ich forderte Pat, meine Frau, auf, alle erreichbaren Servietten einzusammeln, und ging selbst auf die Tanzfläche hinaus. Dort boten sich einem fast unbeschreibliche Bilder. Ich weiss noch, dass ich auf eine junge Frau gestossen bin, die auf dem Bauch lag und einegrässliche Rückenverletzung hatte. Ich wusste nicht, ob sie lebte oder tot war, aber ein anderer Mann, ein Unbekannter im Smoking, war in der Nähe, und ich forderte ihn auf, mir zu helfen, diese Frau wegzutragen. Wir hoben sie behutsam auf, brachten sie zu der Bank, auf der Limbosch Notver-

bände anlegte, und streckten sie dort aus. Sie glaubte, sterben zu müssen, und ihr war der linke, glaube ich, oder rechte Daumen abgerissen worden. Sie hatte schreckliche Schmerzen.»

Die junge Frau von damals, Miss Hylton-Simpson, hat mir bestätigt, dass Ulric Huggins und seine Freunde ihr im Café de Paris durch ihre Bemühungen das Leben gerettet haben. Mr. Huggins fährt fort:

«Ich war damit beschäftigt, Leute von der Mitte der Tanzfläche heranzuschleppen, und dieser ganze Teil ist mir nicht recht deutlich in Erinnerung, aber ein aussergewöhnlicher Fall hat sich mir doch eingepägt: Als ich wieder auf der Tanzfläche war, fiel mir ein grosser RAF-Offizier auf, der offenbar ziellos umherirrte; ich sah plötzlich, dass er ein grässliches Loch im Kopf hatte, aus dem er stark blutete, ein richtiges tiefes Loch in der linken Kopfhälfte, und ich brachte ihn zu der Bank, liess ihn sich hinsetzen und musste ihn dort sich selbst überlassen. Was dann aus ihm geworden ist, weiss ich nicht, aber unterdessen hatten sich bereits unter allen Lampen Gruppen von Helfern gebildet, die ihn versorgen konnten. Servietten dienten als Notverbände, und etwa zu diesem Zeitpunkt fiel mir auf meinen Gängen zwischen Bank und Tanzfläche etwas ganz Ungewöhnliches auf.»

Das Ungewöhnliche waren einige ziemlich finstere Gestalten, die überraschend schnell auf der Bildfläche erschienen waren. Mrs. Blair-Hickman, die wie erinnerlich benommen über einem toten Offizier im Kilt gelegen hatte, hat die Begegnung mit ihnen geschildert: «Und dann sah ich jemand auf vage, traumähnliche Weise herumschleichen, und dieser Mann kam heran und schien irgend etwas zu suchen.

Er tastete nach meiner Hand, die kraftlos dalag – mir war wirklich sehr merkwürdig zumute –, und ich erkannte, ich merkte später, dass er mir einen Ring vom Finger gezogen hatte. Das muss er bei ziemlich vielen anderen Leuten ebenfalls getan haben.»

Das stimmte. Und Huggins berichtete von ähnlich zwielichtigen Gestalten:

«Zwischen den Verletzten und Toten, zwischen den Tischen am Rand der Tanzfläche fielen mir zwei Männer auf, die offensichtlich nicht zu dem normalen Publikum des Café de Paris gehörten. Sie trugen Mützen und Halstücher, sahen schäbig und schmutzig aus und beugten sich über die Bombenopfer. Ich nahm zunächst an, sie wollten ihnen helfen, und machte einen Augenblick Pause, um die beiden zu beobachten – und wissen Sie, was die Kerle taten? Sie plünderten! Sie waren durch den Hintereingang heruntergekommen, und ich habe selbst gesehen, wie sie eine Damenhandtasche aufgehoben, blitzschnell durchsucht und irgend etwas herausgenommen haben. Sie waren jetzt etwas weiter von mir entfernt, und ich konnte nicht genau erkennen, worum es sich handelte, aber ich bin zu einem von ihnen hingegangen und habe ihn – soviel ich mich erinnere – aufgefordert, sich zum Teufel zu scheren.»

Diese finsternen Gestalten können nicht lange ihr Unwesen im Café de Paris getrieben haben. Andere Gäste, die keineswegs bewusstlos waren, darunter auch Mr. Simons, sahen keine Plünderer, und eine ganze Anzahl von Handtaschen und goldenen Zigarettenetuis, die im Chaos verlorengegangen waren, wurden später den Eigentümern oder ihren Angehörigen zurückgegeben.

Woher waren die Männer gekommen?

Solche kleinen Ganoven trieben sich damals wie heute mit Vorliebe am Piccadilly Circus herum, wo sich während des Krieges auch viele Deserteure zusammenfanden. Möglicherweise kamen die Männer, die durch den Hintereingang ins Restaurant eindringen, um scheinbar zu helfen, während sie in Wirklichkeit plünderten, aus diesem Milieu.

Andererseits können die Plünderungen auch das Werk einer ehrgeizigen kriminellen Organisation gewesen sein. Als Miss Hylton-Simpson wegen ihrer im Café de Paris erlittenen Verletzungen im Krankenhaus lag, war ihre Bett Nachbarin eine junge Frau, die am gleichen Abend in Soho durch eine Bombe verletzt worden war. Diese junge Frau war die stolze Geliebte eines kleinen Gangsters. Sie erzählte Miss Hylton-Simpson, die von ihrem Liebhaber geführte Bande sei auf Plünderungen spezialisiert. Sie schicke Kundschafter aus, deren Aufgabe es sei, der Zentrale telefonisch neue Gelegenheiten zu Raubzügen – zum Beispiel bei einem ausgebombten Juwelier – zu melden. Die Männer ihres Geliebten, prahlte sie, seien oft rascher zur Stelle als die Angehörigen des Zivilschutzes.

Als Gegensatz zu solchen Gemeinheiten erzählt Miss Ballyn eine Geschichte, die gewiss alle Niedertracht aufwiegt.

Einem RAF-Offizier war ein Finger einer Hand durch herumfliegende Glassplitter abgetrennt worden. Sie führte ihn in die Damentoilette und war damit beschäftigt, die Hand des Unbekannten unter kaltem Wasser abzuwaschen. Dann war ihr plötzlich alles zu viel, und sie begann zu weinen. Der Offizier sagte einfach: «Weinen Sie nicht, meine Liebe. Es ist meine Hand, nicht Ihre.»

Das Ende der Bombenangriffe

Als die Sirenen am frühen Morgen des 11. Mai 1941 nach einem weiteren sehr schweren Angriff auf London Entwarnung heulten, können nur sehr wenige Londoner auf den Gedanken gekommen sein, damit seien die deutschen Luftangriffe vorüber. Wie sie beinahe zufällig und mit anderer Zielsetzung begonnen hatten, so endeten sie ohne wirklichen Höhepunkt und fast ohne richtiges Ende, denn noch im gleichen Monat galt ein weiterer schwerer Angriff Birmingham. Aber die Luftoffensive war tatsächlich zu Ende. Am 22. Mai verlegte Kesselrings Luftflotte 2 ihren Gefechtsstand nach Posen. Anfang Juni waren auch ihre Staffeln im Osten eingetroffen, so dass nur Sperrles Luftflotte 3, deren Bomberbestände stark gelichtet waren, in Frankreich und den Niederlanden zurückblieb. Am 22. Juni griff die Wehrmacht die Russen auf breiter Front vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer an.

Damit waren die deutschen Luftangriffe vorüber – zumindest vorläufig. Aber die Engländer mussten befürchten, dies sei nur eine Atempause. Die Rote Armee konnte den Ansturm nicht aufhalten und musste zurückgehen; als die Deutschen einen grossen Sieg nach dem anderen errangen, erschien es unwahrscheinlich, dass die Sowjetunion noch lange nennenswerten Widerstand würde leisten können; in diesem Fall konnten die deutschen Bombergeschwader natürlich ebenso rasch nach Westen zurückverlegt werden, wie

sie nach Osten geworfen worden waren. Das bedeutete, dass der englische Luftschutz seine Personalstärke und seine volle Einsatzbereitschaft halten musste.

Es sollte allerdings noch fast drei Jahre dauern, bis die englischen Zivilschutzdienste erneut mit Bomben in grösserer Anzahl fertigwerden mussten, aber selbst als es Anfang 1944 zu weiteren deutschen Luftangriffen kam, waren sie bloss Nadelstiche im Vergleich zu den früheren Angriffen. Aber die Männer und Frauen im Luftschutz übten, wachten und warteten. Die englische Öffentlichkeit begann rasch zu vergessen, was sie diesen Männern und Frauen verdankte, denen nun wieder vorgeworfen wurde, sie vergeudeteten Steuergelder und seien lediglich eine Bande von Teetrinkern und Dart-Spielern. Die in guten Zeiten vergessliche Öffentlichkeit ist in Kriegszeiten erst recht vergesslich, und viele der Londoner, die sich über Luftschutzwarte und Feuerwehrmänner beschwerten, waren möglicherweise während der deutschen Luftangriffe gar nicht in London gewesen. Da nun auch das Vaterland des Proletariats ebenfalls in den Krieg verwickelt war, behaupteten die Kommunisten sogar, sie hätten in diesem schrecklichen Winter die Stimmung der Londoner Massen aufrechterhalten, obwohl ihre Haupttätigkeit heimliche Sabotage gewesen war.

Aber das alles lag noch in der Zukunft. Am 11. Mai 1941, als die Feuerwehrmänner die Brände dieser Nacht löschten, die Luftschutzwarte und Rettungstrupps nach Verschütteten gruben, die Krankenwagen Verletzte und Sterbende in Krankenhäuser brachten, die Leichenwagen ihre Runde machten, um Tote abzuholen, und die Hausfrauen erneut Glassplitter und heruntergefallenen Putz zusammenkehrten, konnte kein Londoner ahnen, dass die deutsche Luftof-

fensive damit zu Ende war. Und 20'000 Londoner erfuhren es niemals, weil sie den Luftangriffen zum Opfer gefallen waren.

Was hatte diese erste erschreckende Luftoffensive gegen eine bevölkerungsreiche Weltstadt bewiesen – falls sie überhaupt etwas bewiesen hatte? Sie hatte gezeigt, dass Churchill recht gehabt hatte, als er vor fast einem Vierteljahrhundert gesagt hatte, durch die Terrorisierung der Zivilbevölkerung sei wahrscheinlich kein Krieg zu gewinnen; diese Tatsache sollten die alliierten Luftangriffe auf Deutschland noch während dieses Krieges erneut beweisen. Und für uns, die wir unter der ständigen Bedrohung durch unendlich schlimmere Luftangriffe leben, ist diese Tatsache vielleicht bedeutsam. Allen jenen, die jetzt einwenden, dass die deutschen Luftangriffe auf London und die zukünftig drohenden Luftangriffe nicht miteinander zu vergleichen sind, ist entgegenzuhalten, dass die Londoner Bevölkerung im Oktober 1940 mit einer ebenso gründlichen, wenn auch langsameren Vernichtung ihrer Weltstadt rechneten, wie wir sie in einem Atomkrieg erwarten. Aber die Londoner sahen den Tatsachen ins Gesicht und kamen zu dem Schluss, so grässlich die Realität auch sei, sei sie weder so schlimm wie erwartet noch so abstossend wie die Alternative, sich einem bösen und grausamen Feind zu unterwerfen. Die Moral der Zivilbevölkerung blieb damals gut; trotz hysterischer Publizisten und Atomkriegspropheten ist nicht anzunehmen, dass sie selbst unter weit schlimmeren Bedingungen schlechter wäre.

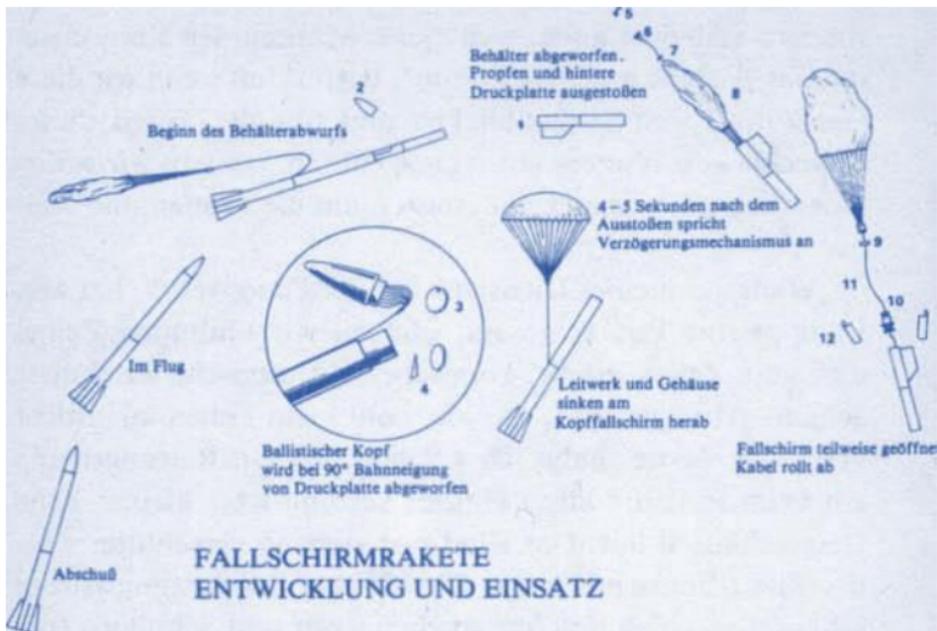
Das ist eine Lehre, die wir aus der deutschen Luftoffensive ziehen können. Eine weitere betrifft die aussergewöhnliche Anpassungsfähigkeit – nicht immer rational, aber

trotzdem wirkungsvoll – der Einwohner einer Grosstadt. Früher hat es Leute gegeben, die im Gespräch den Eindruck erweckt haben, als sei die Luftschlacht um London ein Kampf zwischen den Londonern, vor allem dem Luftschutz, und der deutschen Luftwaffe gewesen. Das stimmt nicht ganz. Ein Kampf, bei dem ein Mann wehrlos dasteht, während der andere auf ihn einschlägt, ist im Grunde genommen kein Kampf. Wahr ist jedoch, dass die Londoner ungeheuren Einfallsreichtum bewiesen haben, wenn es darum ging, den Schlägen so gut wie möglich auszuweichen, und dass sie es mit ungeheurer Zähigkeit verstanden haben, sich von ihnen zu erholen und weitere Schläge einzustecken. Obwohl sie die deutsche Luftwaffe keineswegs «besiegten», vereitelten sie auf diese Weise Hitlers Absichten, was ein durchaus realer Sieg war.

Es war ein tragischer Sieg. London ist keine schöne Stadt; mit Ausnahme der von Wren erbauten Kirchen waren nur wenige der vernichteten Strassen und Gebäude architektonisch wertvoll. Aber der Gefühlswert des eigenen Hauses – ob es von Nash oder irgendeiner anonymen Baufirma entworfen worden ist – bleibt natürlich sehr hoch. Und Todesfälle sind überhaupt mit keinem Vergleichsmassstab zu messen. Der Tod junger Männer auf dem Schlachtfeld ist schockierend und tragisch genug, aber die ewigen Kriege, die unsere Vorfahren seit unzähligen Generationen geführt haben, haben bewirkt, dass diese Tragödie – zumindest auf abstrakter Ebene und wenn sie anderen zustösst – uns beinahe normal erscheint. Der gewaltsame Tod junger Frauen und Kinder ist nicht nur deshalb viel schockierender, weil wir uns auch jetzt noch nicht ganz an solch grausame Angriffe auf Menschen, die selbst nicht töten, gewöhnt haben,

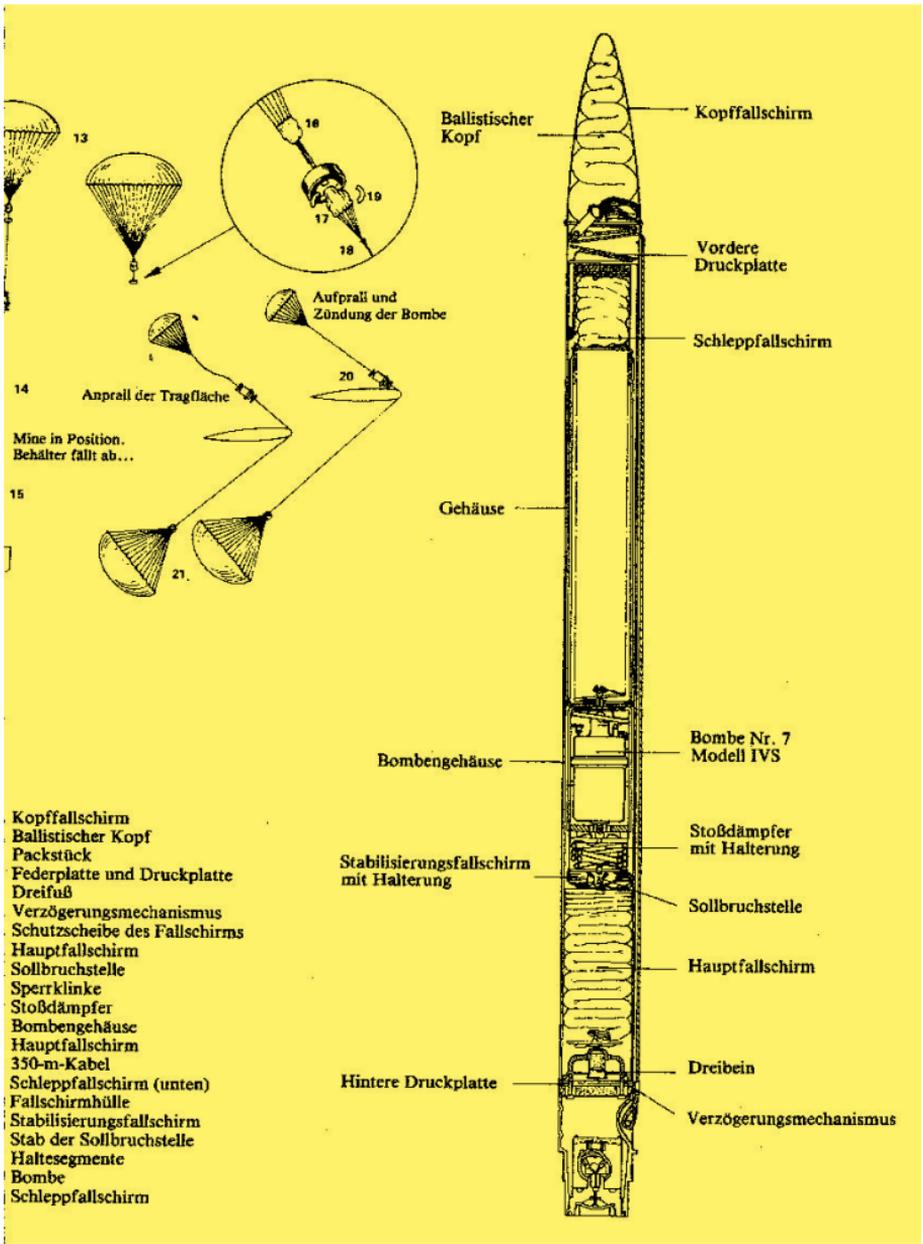
sondern vielleicht auch, weil dieses Morden den Kern unserer Gesellschaft und ihre Zukunft trifft. Und wenn wir diese Generation weit zurückblicken und uns die Toten dieses schrecklichen Winters vor Augen führen, trauern wir wahrscheinlich noch immer am meisten um die Frauen und Kinder.

«Während meiner Dienstzeit bei der Feuerwehr», hat Mr. Philipps aus Poplar gesagt, «haben wir schlimme Zeiten und gute Zeiten erlebt, komische und tragische Erlebnisse gehabt. Aber ein Bild, das ich wohl mein Leben lang nicht vergessen werde, habe ich gesehen, als ein Rettungstrupp ein beim Einsturz eines Hauses verschüttetes kleines Kind freigeschaufelt hat. Das Kind war stehend verschüttet worden und offensichtlich tot. Die Männer des Rettungstrupps schaufelten eifrig und hatten eben Kopf und Schultern freigelegt. Es war ein schrecklicher Morgen – es goss in Strömen –, und ich sehe noch jetzt Kopf und Schultern dieses Kindes aus den Trümmern ragen: blass und sauber, weil der Regen das Kindergesicht abgewaschen hatte.»



Zu den Hauptschwierigkeiten beim Einsatz von Artillerie gegen Flugzeuge gehört die Tatsache, dass hohe Treffsicherheit erforderlich ist, aber nur sehr schwer zu erreichen ist, so dass viele Streitkräfte sich mit dem Gedanken befasst haben, an Fallschirmen hängende Sprengladungen in die Flugbahn feindlicher Flugzeuge zu bringen.

Durch die langsame Sinkgeschwindigkeit des Fallschirms wäre die Sprengladung länger in gefährlicher Nähe des Flugzeugs gewesen als eine gewöhnliche Flakgranate. Zu diesem Zweck entwickelten die Engländer im Zweiten Weltkrieg die 7,62-cm-Fla-Rakete «U» Typ «K». Nach dem Abschuss stieg die Fla-Rakete über die geschätzte Flughöhe der deutschen Bomber hinaus und sprengte dann ihren ballistischen Kopf ab. Dadurch wurde der Kopffallschirm frei, der seinerseits das Gehäuse und das Leitwerk bremste, so dass der Behälter mit dem Hauptteil der Waffe, der Bombe Nr. 7 Modell IVS, herausgerissen wurde. Nachdem dieser Behälter das Gehäuse verlassen hatte, wurde die hintere Druckplatte abgesprengt; danach konnte der Hauptfallschirm sich entfalten und den Sprengsatz ganz herausziehen, während der Behälter zur Erde fiel. Dabei rollte sich ein 350 Meter langes dünnes Kabel mit dem zusammengelegten Schleppfallschirm ab. Sobald dieses Kabel die Tragfläche eines Flugzeugs berührte, riss der Hauptfallschirm an einer Sollbruchstelle ab, wobei sich der Stabilisierungsfallschirm öffnete. Der grössere Zug des Schleppfallschirms zog nun die Bombe gegen die Tragfläche, wo sie detonierte.



Ballistischer Kopf

Kopffallschirm

Vordere Druckplatte

Schleppfallschirm

Gehäuse

Bombengehäuse

Bombe Nr. 7 Modell IVS

Stabilisierungsfallschirm mit Halterung

Stoßdämpfer mit Halterung

Sollbruchstelle

Hauptfallschirm

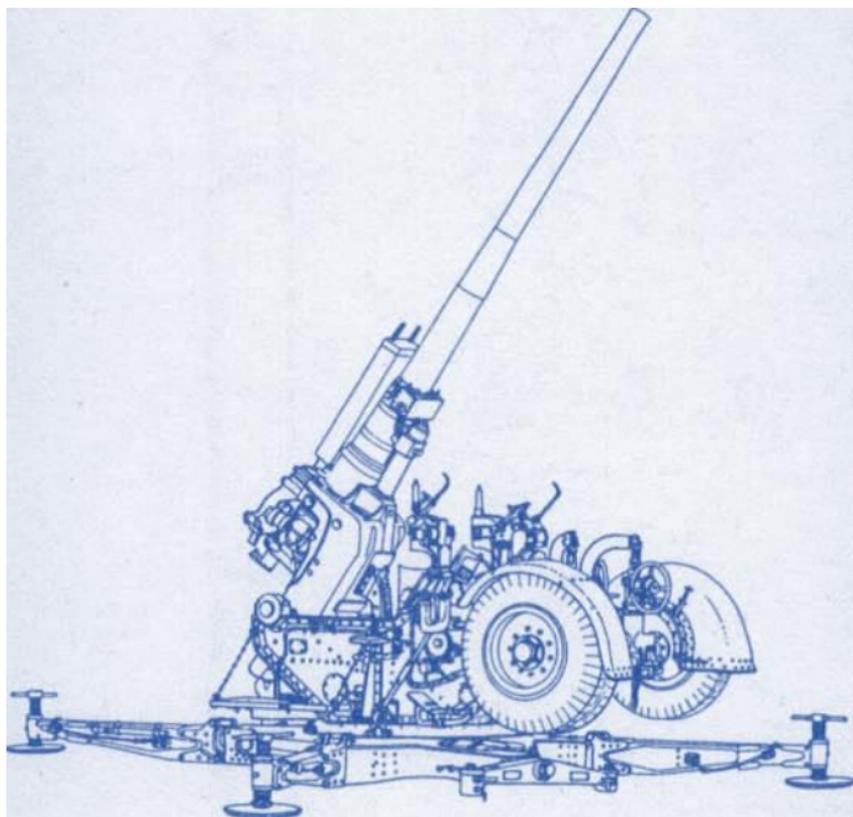
Hinterere Druckplatte

Dreibein

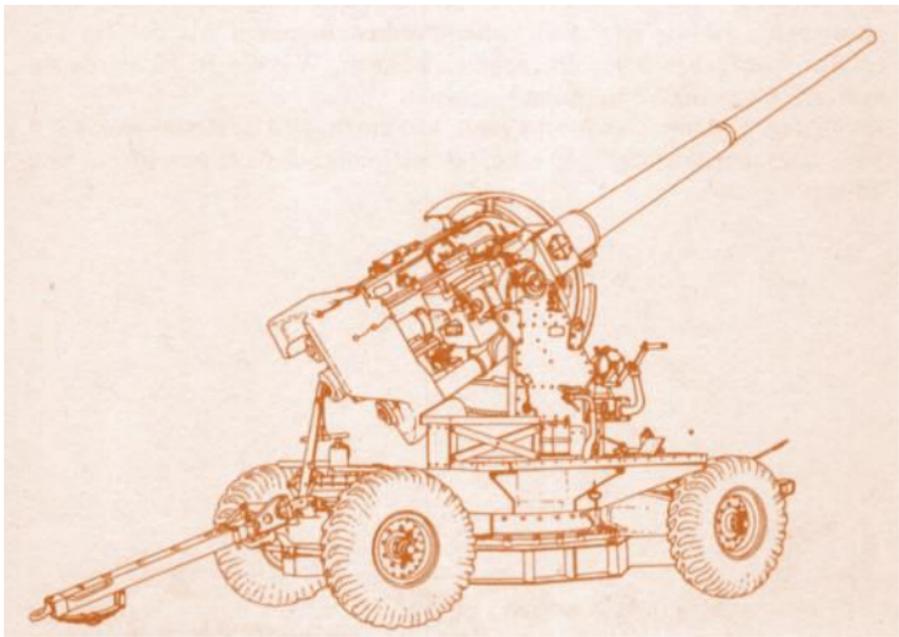
Verzögerungsmechanismus

Mine in Position. Behälter fällt ab...

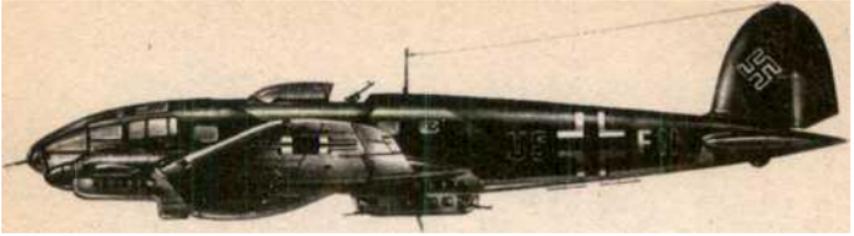
- Kopffallschirm
- Ballistischer Kopf
- Packstück
- Federplatte und Druckplatte
- Dreifuß
- Verzögerungsmechanismus
- Schutzscheibe des Fallschirms
- Hauptfallschirm
- Sollbruchstelle
- Sperrklinke
- Stoßdämpfer
- Bombengehäuse
- Hauptfallschirm
- 350-m-Kabel
- Schleppfallschirm (unten)
- Fallschirmhülle
- Stabilisierungsfallschirm
- Stab der Sollbruchstelle
- Haltesegmente
- Bombe
- Schleppfallschirm



Die 9,4-cm-Flak Modell I war das englische Standard-Flakgeschütz, dessen Leistungen ziemlich genau denen der gefürchteten deutschen «Acht-acht», der 8,8-cm-Flak, entsprachen. Geschütze dieses verhältnismässig kleinen Kalibers mussten leicht beweglich sein – deshalb die vier grossen Räder. Sie wurden gehoben, wenn das Geschütz in Feuerstellung gebracht wurde, während vier mit Schraubspindeln verstellbare Tellerarme heruntergeklappt wurden und das Geschütz waagrecht hielten. Die 9,4-cm-Flak war ein ausgezeichnetes, sehr vielseitiges Geschütz. Sie hatte neun bis elf Mann Bedienung und eine Schussweite von etwa 10'000 Meter.

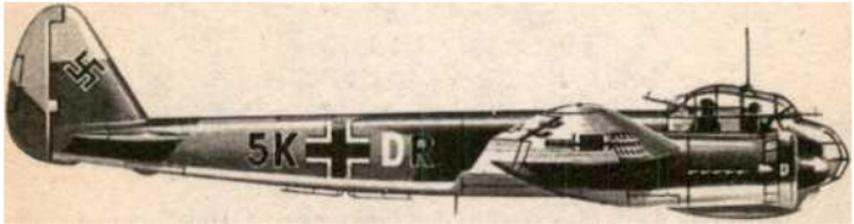


Die englische 11,4-cm-Flak war für den Einsatz gegen schnellere und höher fliegende Flugzeuge konstruiert, die von der 9,4-cm-Flak nicht mehr wirkungsvoll bekämpft werden konnten. Sie verschoss eine 24,9 kg schwere Granate mit einer Mündungsgeschwindigkeit von 730 m/s; die wirksame Schusshöhe lag bei 10'400 m, die normale Schussfolge betrug 8 Schuss pro Minute.



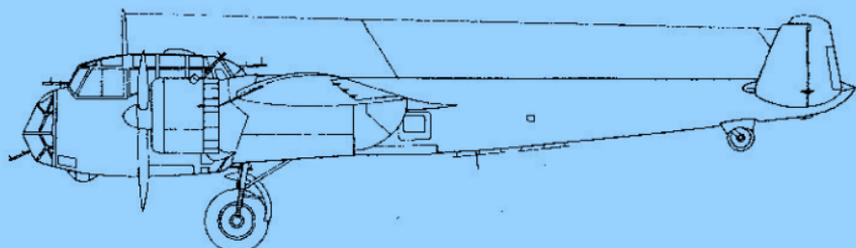
Die Luftschlacht über England zeigte erstmals deutlich, dass es ein Fehler von den Deutschen gewesen war, keinen schweren Langstreckenbomber zu entwickeln, der die jetzt von mittelschweren Bombern wie der He 111 erfüllten Aufgaben hätte übernehmen können. Wie die Ju 88 wurde sie auch zur Geleitzugbekämpfung eingesetzt.

Besatzung: 5 Mann. **Geschwindigkeit:** 420 km/h. **Grösste Reichweite:** 1'770 km. **Bombenzuladung:** 1'800 kg. **Bewaffnung:** 5 7,92-mm-MGs, eine 20-mm-Kanone.



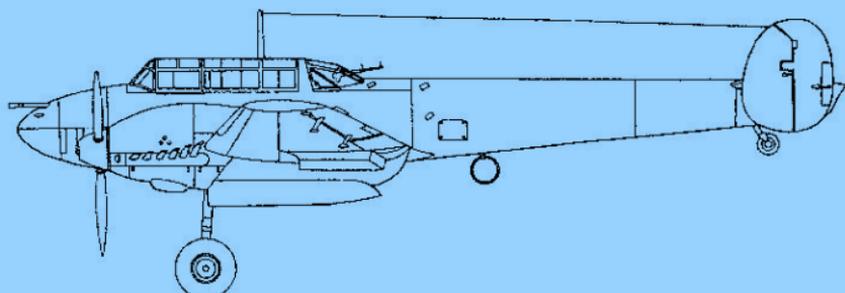
Die Ju 88 war das «Mädchen für alles» der deutschen Luftwaffe; sie wurde als Sturzkampfflugzeug, Horizontalbomber, Nachtjäger und Fotoaufklärer eingesetzt. Ausserdem bewährte sie sich als Torpedobomber gegen alliierte Geleitzüge. Wie alle deutschen Bomber litt sie unter einer chronisch schwachen Abwehrbewaffnung.

Besatzung: 4 Mann. **Geschwindigkeit:** 460 km/h. **Grösste Reichweite:** 2'500 km. **Bombenzuladung:** 1'800 kg. **Bewaffnung:** 4 7,92-mm-MGs.



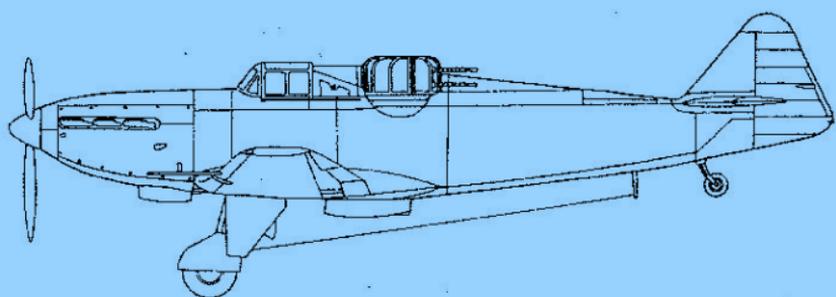
Die Dornier Do 17Z war eine stark verbesserte Ausführung der ursprünglichen Do 17, die nach den Erfahrungen im spanischen Bürgerkrieg teilweise umkonstruiert worden war. Funktionales Design – vor allem aufgrund der Notwendigkeit, eine Abwehrbewaffnung zum Schutz der Rumpfunterseite vorzusehen – siegte über aerodynamisch günstige Linienführung. Wie bei anderen deutschen Kampfflugzeugen hatte die gesamte Besatzung ihren Platz in der Bugkanzel. Die als taktische Waffe konstruierte Do 17 war mit strategischen Aufgaben, zum Beispiel der Bombardierung Londons, überfordert. Ohne volle Bombenzuladung war ihre Offensivkraft stark eingeschränkt; mit voller Bombenlast stieß sie andererseits rasch an die Grenzen ihrer Reichweite.

Besatzung: 4 Mann. *Motoren:* 2 Sternmotoren Fafnir 323 mit je 1000 PS Startleistung. *Bewaffnung:* 1000 kg Bomben und 6 7,9-mm-MGs. *Geschwindigkeit:* 410 km/h in 4000 m Höhe. *Reichweite:* 1160 km. *Dienstgipfelhöhe:* 8250 m. *Leergewicht/Fluggewicht:* 5210 kg/8850 kg. *Spannweite:* 18,0 m. *Länge:* 15,8 m.



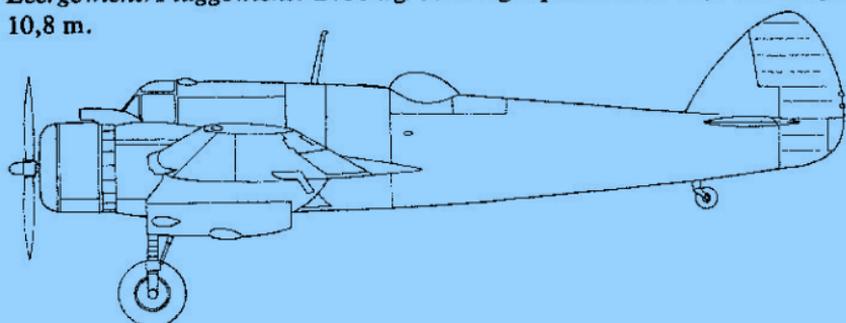
Die Messerschmitt Bf 110 war als Langstreckenjäger entworfen worden, aber sie erwies sich in dieser Rolle als durch die wendigeren alliierten Jäger zu verwundbar. Sie wurde zu einem brauchbaren Begleit- und Nachtjäger weiterentwickelt und war dann erfolgreicher.

Alle Angaben für die Bf 110 C. *Besatzung:* 2 Mann. *Motoren:* 2 Reihentriebmotoren Daimler-Benz DB 601A zu je 1100 PS. *Bewaffnung:* 5 7,9-mm-MGs und 2 20-mm-Kanonen. *Geschwindigkeit:* 560 km/h in 7000 m Höhe. *Reichweite:* 800 km. *Dienstgipfelhöhe:* 9750 m. *Abfluggewicht:* 6940 kg. *Spannweite:* 16,3 m. *Länge:* 12,3 m.



Der Boulton Paul „Defiant“ war als Tagjäger konstruiert worden, dessen Bewaffnung in einem hydraulisch bewegbaren Turm untergebracht war, der damals als wirkungsvoller als starre MGs galt. Aber nach einigen Anfangserfolgen erwies der Defiant sich als leichtes Opfer der weniger und schwerer bewaffneten deutschen Jäger; er wurde deshalb nur mehr als Nachtjäger eingesetzt. Später wurde er mit Radar ausgerüstet, aber er blieb auch in dieser neuen Rolle nur ein Lückenbüßer.

Besatzung: 2 Mann. *Motor:* Rolls-Royce Merlin III mit 1030 PS. *Bewaffnung:* 4 7,7-mm-Browning-MGs mit je 600 Schuß. *Geschwindigkeit:* 490 km/h in 5000 m Höhe. *Reichweite:* 750 km. *Dienstgipfelhöhe:* 9250 m. *Leergewicht/Fluggewicht:* 2750 kg/3900 kg. *Spannweite:* 12,0 m. *Länge:* 10,8 m.



Der Bristol „Beaufighter“ war einer der erfolgreichsten englischen Nachtjäger des Zweiten Weltkriegs. Der als Jägerversion des Torpedobombers „Beaufort“ entwickelte Beaufighter ging so schnell wie möglich mit dem früheren AI-Radar in Produktion, und eine Maschine dieses Typs erzielte am 11. November 1940 den ersten Abschub.

Besatzung: 2 Mann. *Motoren:* 2 Bristol Hercules XI-Sternmotoren mit je 1590 PS. *Bewaffnung:* 4 20-mm-Hispano-Kanonen mit je 240 Schuß und 6 12,7-mm-Browning-MGs mit je 1000 Schuß. *Geschwindigkeit:* 520 km/h in 4570 m Höhe. *Reichweite:* 2400 km. *Dienstgipfelhöhe:* 8800 m. *Steiggeschwindigkeit:* 9 m/sek. *Leergewicht/Fluggewicht:* 6380 kg/9435 kg. *Spannweite:* 17,6 m. *Länge:* 12,6 m.